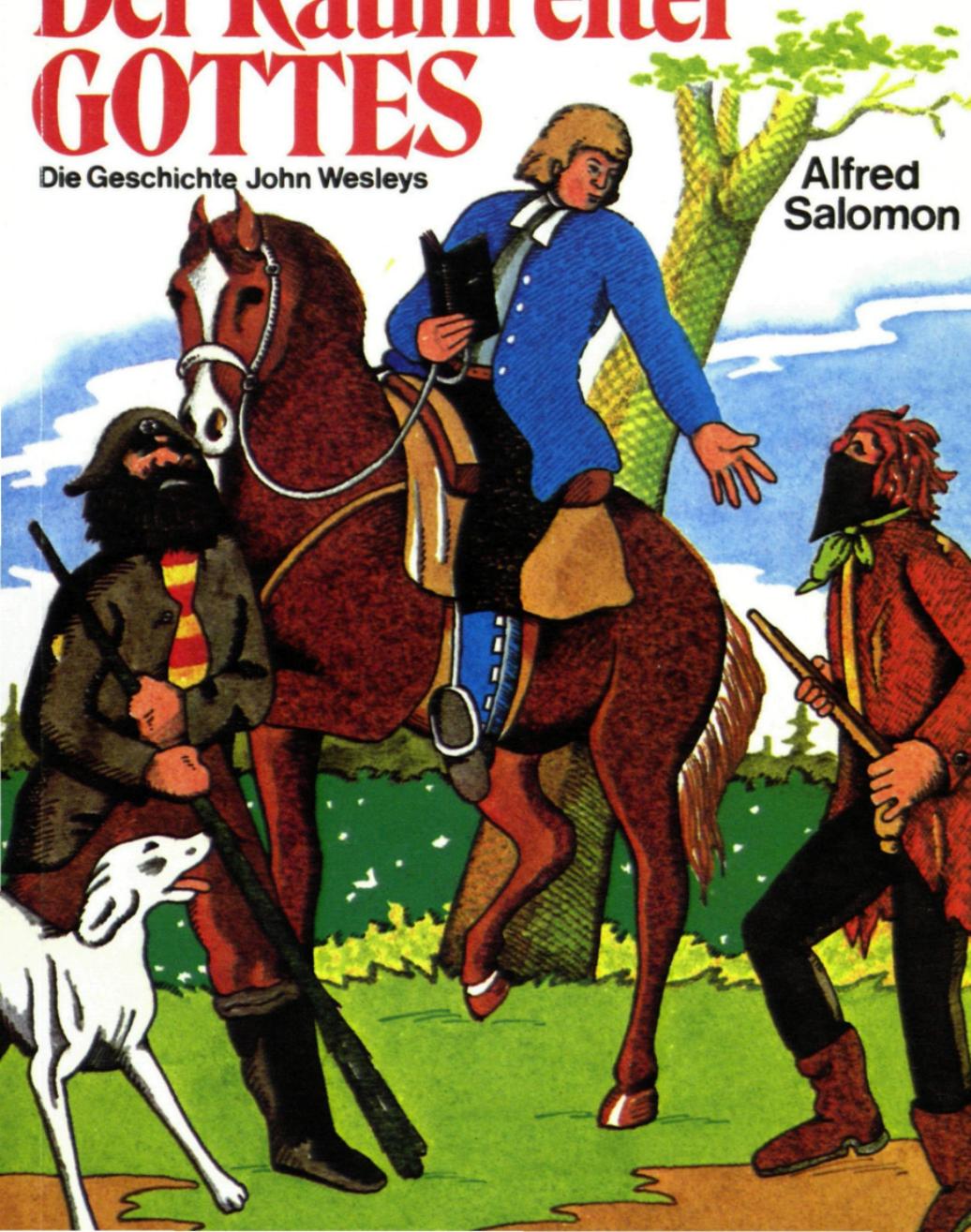


# Der Rauhreiter GOTTES

Die Geschichte John Wesleys

Alfred  
Salomon





**Alfred Salomon**

# **Der Rauhreiter Gottes**

**Die Geschichte John Wesleys**



**BRENDOW VERLAG**

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Salomon, Alfred:**

Der Rauhreiter Gottes: d. Geschichte John Wesleys / Alfred Salomon. –  
Moers: Brendow, 1981.

(TELOS-Bücher; Nr. 3570; TELOS-Jugendbuch)

ISBN 3 87067 148 3

NE:GT

ISBN 3 87067 148 3

TELOS-Jugendbuch 3570

© 1981 Copyright by Brendow-Verlag, D-4130 Moers 1

Titelgestaltung: Graphik-Werkstatt Friedel Steinmann, Bochum

Zeichnungen im Text: Alfred Salomon

Gesamtherstellung:

St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt, 7630 Lahr-Dinglingen

Printed in Germany · 17946/1981

# INHALT

1	Ein volles Nest . . . . .	7
2	Im Feuerbrand . . . . .	13
3	Die graue Stadt. . . . .	17
4	Es leben die Studenten . . . . .	21
5	Die Reise nach Amerika . . . . .	27
6	Das Herz geht ihm über . . . . .	31
7	Ein gefährlicher Heißsporn . . . . .	37
8	Unter Gottes freiem Himmel. . . . .	41
9	Da singt ein Vogel frei . . . . .	47
10	Der Funke springt weiter. . . . .	51
11	Der Funke zündet . . . . .	57
12	Arbeiter her für die Ernte! . . . . .	61
13	Hier ist die Welt zu Ende . . . . .	65
14	Ein Feuer, das läutert . . . . .	71
15	Gott schafft Freunde . . . . .	75
16	Ein Leben verlischt, das Feuer glüht weiter. . . . .	77



Grob-Britannien

Epworth

Lincoln

Oxford

London

Bristol

Bath

St. Ives

# 1 Ein volles Nest

Der Pächter Smith kam müde und verstaubt heim. Doch er war zufrieden; noch zwei solch trockene Tage, und das Heu konnte eingefahren werden.

Seine Frau hantierte am Herd. »Hast du schon gehört, George? Im Pfarrhaus ist ein Baby angekommen.«

Herr Smith ließ den Wasserkrug sinken, aus dem er eben einen tiefen Zug hatte nehmen wollen. »So?« Er schüttelte den Kopf. »Das wievielte Kind ist das nun?«

»Das fünfzehnte!« erwiderte Frau Smith, die über alles, was in Epworth geschah, gut unterrichtet war. Herr Smith knurrte etwas Unverständliches und setzte den Krug an den Mund.

»Ich weiß genau, was du sagen willst«, ließ sich seine Frau vernehmen. Sie ahmte ihres Mannes Stimme nach: »Als wenn das Nest nicht schon voll genug wäre. Möchte nur wissen, wie Ehrwürden Wesley (sprich: Wesleh) all die hungrigen Schnäbel sattmachen will? Und die arme Frau, die sich mit den Bälgern herumplagen muß!«

Frau Smith hatte nur zu sehr recht. Es ging im Pfarrhaus zu Epworth ärmlich genug her, und Mutter Wesley, die an diesem strahlenden 17. Juni des Jahres 1703 ihr fünfzehntes Kind zur Welt gebracht hatte, war eine arg geplagte Frau. Wenn sie nicht ihre Zeit vom frühen Morgen bis in die späte Nacht genau eingeteilt hätte, wäre sie mit dem großen Haushalt wohl nicht fertig geworden.

Herr Smith hatte am Tisch Platz genommen und fuhr, während seine Frau das Essen richtete, mit dem Daumennagel über die Maserung der blankgescheuerten Tischplatte. »Junge oder Mädchen?« fragte er.

Seine Frau seufzte auf. »Das ist euch Männern immer das Wichtigste. Doch du kannst dich beruhigen, es ist ein Junge. Sie wollen ihn auf den Namen John taufen.«

Herr Smith schnupperte den Duft, der verlockend vom Herde kam. »Du bist wohl schon drüben gewesen?«

Die Frau wandte sich zu ihm herum und stemmte die Arme in die Hüften. »Natürlich. Oder hast du etwas dagegen, wenn eine Nachbarin der anderen beispringt?« Sie hob den Holzlöffel und war so in Eifer, daß sie gar nicht bemerkte, wie es dabei auf ihren Ärmel tropfte. »George, ich weiß sehr wohl, daß du den alten Wesley nicht leiden kannst. Er ist dir, wie den anderen Epworthern, zu gescheit.«

»Ein reiner Bücherwurm!« fiel ihr der Mann ins Wort.

Frau Smith drohte mit dem Kochlöffel, und nun bekam Mister Smith einen Klecks ins Gesicht. »Bücherwurm!« schalt sie. »Ja, so nennt ihr ihn, weil er dauernd über seinen Büchern hockt und sogar selber welche schreibt. Aber das sage ich dir, George: Pfarrer Wesley ist im Grunde viel zu schade für Epworth. Nach London gehörte ein solcher Mann –«

Wieder fiel Herr Smith ihr in die Rede: »Da wollten sie erst recht nichts von ihm wissen! Diese Wesleys sind ja alle Querköpfe. Schon sein Vater –« – »Ich weiß!« unterbrach ihn die Frau. »Schon seinen Vater hat man aus dem Amt gejagt, weil er die neumodischen Gesetze nicht blind befolgen wollte, die man in der Kirche erlassen hatte.« Sie schlug verächtlich mit dem Kochlöffel durch die Luft. »Als wenn Gesetze und Vorschriften in der Kirche die Hauptsache seien! Natürlich, ich bin nur eine dumme Frau, die rein gar nichts versteht; aber das sage ich dir, George: Mir ist dieser Pfarrer durchaus recht, und auf seine wackere Frau lasse ich schon gar nichts kommen!«

Es war wirklich ein übervolles Nest, in dem der kleine John Wesley aufwuchs. Wie viele Schnäbel da sattgemacht werden wollten, sah man erst, wenn es zur Mahlzeit ging. Da stand ein großer Tisch, an dem die Eltern mit den größeren Kindern Platz nahmen, die schon richtig mit Messer und Gabel umzugehen wußten. Daneben aber gab es noch einen niedrigeren, auf dem nur Löffel neben den Tellern lagen. Hier saßen die Kleinen, die noch nicht flügge waren. Es herrschte ein solches

Gewimmel, daß man hätte denken können, eine ganze Dorfschulklasse vor sich zu haben. Denn John war nicht als letzter ausgeschlüpft, nach ihm waren noch vier weitere Kinder geboren worden. Und doch ging es mucksmäuschenstill dort zu. Nur die Stimmen von Vater und Mutter Wesley waren zu hören, die Kinder durften nur sprechen, wenn sie gefragt wurden. Es war genug, daß man sie sah; hätte man sie alle auch noch hören müssen, so wäre es nicht auszuhalten gewesen.

Wo so viele Schnäbel gestopft werden wollen, da kann es nicht alle Tage Gebratenes geben. Das Essen war einfach, und oft wußte Mutter Wesley nicht, wie sie alle Kinder sattmachen sollte. Es war manchmal wirklich wie ein Wunder, daß sie nicht zu hungern brauchten.

Udenkbar auch, daß die Kinder, wenn die Mahlzeit vorüber war, hätten hinausstürmen können, um sich mit Spielen die Zeit zu vertreiben. In diesem großen Haushalt hatte jedes Kind seine Aufgaben und Pflichten. Die Größeren gingen der Mutter in Haus und Garten zur Hand, die Kleineren bekamen ihre Schularbeiten zugeteilt. Schulmeister aber war Mutter Wesley selber. Es gab ja in Epworth, diesem Marktflecken in der Grafschaft Lincolnshire, damals noch keine Schule, in die sie ihre Kinder hätte schicken können. Da mußte Mutter Wesley schon selber Schule halten, wenn aus den Kindern etwas Ordentliches werden sollte.

Tag für Tag gab sie ihnen Unterricht; nicht nur im Lesen und Schreiben, nein, sogar in Latein und Griechisch. Denn auch Mutter Wesley stammte aus einem Pfarrhaus, war in London geboren und hatte in ihrer Kindheit viel gelernt. Es gab wohl in ganz Lincolnshire keine andere Familie, in der die Kinder so gut erzogen wurden und so viel lernen konnten. Erst wenn sie ihre Lektion brav hergesagt hatten, durften sie hinaus, um auf dem Hof oder im Garten herumzutollen.

Es war Donnerstag abend. John hatte sich rasch von oben bis unten beschaut, ob auch kein Schmutzfleck an seinem Anzug zu sehen war. Jetzt stand er vor der hohen Eichentür, die in das

Zimmer der Mutter führte, und kopfte an. Er hatte zu seiner halben Stunde zu erscheinen. Diese *halbe Stunde*, die jedes Kind einmal wöchentlich bei ihr hatte, war eine weise Erfindung Mutter Wesleys. In dieser halben Stunde gehörte die Mutter ganz dem Kind, das zu ihr kam. Und damit jedes sein volles Recht bekam, war für jedes Kind die *halbe Stunde* genau festgelegt. Jetzt also war der keine John an der Reihe.

»Herein.« Er öffnete leise die Tür, schloß sie ebenso vorsichtig wieder und machte seine Verbeugung. »Komm, mein Kind, und setz dich zu mir.« Auf dem Bänkchen, zu Füßen des großen Lehnstuhls, auf dem seine Mutter saß, ließ er sich nieder.

Mutter Wesley verfuhr nach dem altbewährten Grundsatz: Erst das Unangenehme, dann das Erfreuliche! Zuerst kam also all das zur Sprache, was John im Laufe der vergangenen Woche ausgefressen hatte, seine Streiche, sein Maulen gegen die große Schwester, die Oberflächlichkeit, mit der er den Stall gesäubert hatte; kurz und gut, John bekam einen Spiegel vorgehalten, in dem ihm alle seine großen und kleinen Schandtaten vor Augen gestellt wurden.

Aber dann! Dann erkundigte sich Mutter, wie ihm das Buch gefiel, das er gerade las; sie fragte ihn nach der biblischen Geschichte, über die der Vater am Sonntag gepredigt hatte; und vor allem, sie konnte zuhören. Alles durfte der kleine Mann ihr erzählen, wovon sein Herz voll war. Er konnte den Ärger ausschütten, den er über einen Freund empfand, der ihn belogen hatte, aber auch von seinen Kaninchen erzählen, die Junge bekommen hatten. Und dann durfte er plaudern von dem, was er später einmal tun wollte: »Weißt du, Mutter, wenn ich groß bin . . .«

Die Mutter saß ganz still und hörte zu. Doch wenn er nichts mehr zu sagen wußte, dann fing sie zu erzählen an. Und das war fein, wenn sie von ihrem Vater, Großvater Annesley, erzählte oder von ihrer Kinderzeit, die sie in London verbracht hatte.

»Und dann hast du Vater geheiratet«, sagte Klein-John.

»Ja mein Kind«, erwiderte die Mutter, und ihre Augen strahlten. »Ich war neunzehn und dein Vater sechsundzwanzig

Jahre alt. Weißt du, er war damals Hilfsprediger und verdiente noch sehr wenig.«

»Und wo hat Vater studiert?« wollte John wissen. »In Oxford, mein Kind. Er war ein richtiger Bettelstudent, als er auf die Universität ging, und mußte sich das Geld zum Studium immer erst verdienen. Das waren harte Jahre für ihn. Studieren und Geldverdienen ist nicht leicht.«

Sie strich dem Jungen, der sie aus blauen Augen groß ansah, über das kastanienbraune Haar. »Für heute ist es genug, John. Deine halbe Stunde ist herum, jetzt ist Mary an der Reihe.«

Noch oft erinnerte sich John später an diese halben Stunden mit der Mutter. Wie gern hätte er sich auch als erwachsener Mann mit ihr über die Fragen, die das Leben ihm stellte, so ausgesprochen wie damals als Kind.



*Die Mutter saß ganz still und hörte zu. Doch wenn er nichts mehr zu sagen wußte, dann fing sie zu erzählen an.*



## 2 Im Feuerbrand

»Wach doch auf, Mann!« Frau Smith rüttelte ihren Mann mit der einen Hand, mit der anderen versuchte sie, sich die große Schürze, die sie rasch über ihr Nachtgewand gezogen hatte, zuzubinden. Ein undeutliches Grunzen ließ sich aus dem Riesenbett hören, in das sich Herr Smith tief verkrochen hatte. Jetzt kam eine Zipfelmütze zum Vorschein und darunter das verschlafene Gesicht. Herr Smith blinzelte aus kleinen Augen in die Öllampe und schnaufte: »Was ist denn los?«

»Es brennt, George!« Schlagartig war Herr Smith wach. Ein Ruck, das dicke Deckbett flog zur Seite, und nun sprang Herr Smith mit beiden Beinen zugleich auf die weißgescheuerten Dielen.

»Bei uns?« Seine Augen huschten umher, als wolle er erspähen, was zuerst zu retten sei. »Nicht bei uns, aber nebenan im Pfarrhaus!« Frau Smith war endlich mit ihrer Schürze fertig geworden. Sie stieß die Fensterläden auf, und nun flutete rote Glut in die Augen des so unsanft aus dem Schlaf gescheuchten Herrn Smith. Die Stiefel her, den Mantel! Und schon polterte Herr Smith die Treppe hinunter. Bevor er die Tür aufstieß, griff er noch rasch nach dem Eimer, der im Flur hinter der Truhe stand.

Leute rannten vorbei. Nicht alle liefen auf das brennende Haus zu, um dort zu helfen. Herr Smith bemerkte auch ein paar dunkle Gestalten, die sich lachend davonmachten. Herr Smith piff durch die Zähne und murmelte: »Sollte mich nicht wundern, wenn diese Bande dem Pfarrer das Haus über dem Kopf angesteckt hat. Oft genug haben sie ihm ja schon Schaden getan, um ihn aus dem Ort zu ärgern. Voriges Jahr haben sie ihm die Kuh krankgeschunden, vor zwei Jahren die Garben auf dem Feld angezündet. Aber das hier geht denn doch zu weit!«

Erst auf der Straße spürte er die Kälte der Winternacht, und als er am Brunnen den Eimer füllte, pfiff ihm der eisige Wind unter den Mantel. Doch dann, als Herr Smith vor dem brennenden Haus angekommen war, fühlte er die Kälte nicht mehr. Beißende Hitze schlug ihm entgegen, und der Qualm ließ ihm die Augen tränen.

Verbissen stürzte Herr Smith auf das nächste Fenster zu, hinter dem er Flammen lodern sah, und schüttete mit einem gutbemessenen Schwung das Wasser in die Glut. Pff! machte es kurz, aber die Flammen zuckten nicht zurück, sondern züngelten nur um so wilder empor. Herr Smith erkannte, daß es hier nichts mehr zu löschen gab. Einen Augenblick starrte er noch mit zusammengekniffenen Augen in das prasselnde Feuer, doch dann, als es ihm die Haare ansengte, sprang er zurück.

Er prallte gegen einen Nachbarn, den er im ziehenden Rauch nicht bemerkt hatte. »Wo ist Pfarrer Wesley? Doch nicht etwa in dieser Hölle drin?« Der Nachbar schrie eine Antwort, aber Herr Smith konnte die Worte nicht verstehen, da gerade ein brennender Fensterladen sich aus seinen Angeln riß und polternd auf die Pflastersteine des Hofes fiel. Doch Herr Smith war mit den Augen der Richtung gefolgt, die des Nachbarn Hand ihm wies. Richtig, dort drüben stand Mutter Wesley, umringt von den Kindern, die sich ängstlich um sie und die älteren Geschwister drängten. Sie alle aber blickten mit starren Augen in die züngelnde Glut.

Mit raschem Blick überflog Herr Smith die Schar, die dort im hellen Licht der Flammen stand. Er konnte sie nicht so schnell zählen, doch ihm schien, als seien sie alle da. Nur der Pfarrer fehlte!

Jetzt schrien sie auf, alle zugleich. Durch die Feuerwand, die wie ein lodernder Vorhang die Haustür deckte, stürzte eine Gestalt. Es war Pfarrer Wesley. Die Haare waren versengt, an seinem schwarzen Anzug glommen Funken. Der Pfarrer hatte die Arme vor das Gesicht geschlagen, um die Augen vor der Glut zu schützen, und war so durch die Feuerwand gesprungen.

Jetzt halfen ihm die Männer, das Feuer, das an seinen Ärmeln hochzügelte, auszuschlagen.

»Ich kann nicht zu ihm kommen«, schrie Vater Wesley. »Die Treppen brennen schon.«

Und plötzlich brach dieser Mann, der eben so heldenhaft dem Feuer Trotz geboten hatte, in die Knie. »Himmlicher Vater«, betete er laut. »Du siehst, ich habe alles getan, um mein Kind zu retten, aber ich vermag es nicht. Du allein, Herr, kannst noch helfen.«

Auch Mutter Wesley und die Kinder waren niedergekniet und beteten mit. Durch das Prasseln des Feuers klang die Stimme des Pfarrers: »Rette, Herr, mein Kind! Hilf unserm lieben John aus den Flammen!«

»Da!« Der Schrei kam aus dem Mund der Mutter. Und nun sahen sie alle die schlanke Gestalt des Jungen dort oben am



*Er ließ sich in die Arme des Mannes fallen.*

Fenster. Deutlich war der Fünfjährige gegen die Flammen, die hinter ihm loderten, zu erkennen. Er schien nicht einmal erschrocken oder gar verängstigt, eher sah er verwundert drein. Und nun breitete er die Arme aus, doch das Fenster lag zu hoch, als daß er den Sprung hätte wagen können.

Da kam Leben in Herrn Smith. Er packte den Nachbarn, der neben ihn getreten war, am Arm. »Los, Jim! Wir müssen den Jungen retten.« Zwei andere waren plötzlich mit vorgesprungen. Zwei stellten sich Schulter an Schulter, der dritte half Herrn Smith hinauf. Ein Schwung, und er stand auf den Schultern der andern. Nun konnte er mit ausgestreckten Armen den Jungen gerade erreichen. »Laß dich fallen, John!«

»Bist du das, Onkel Smith?« Das Kind schwang die Beine über die Fensterbrüstung und ließ sich in die Arme des Mannes fallen. Er reichte den Jungen den Nachbarn hinab und sprang dann zur Erde. Jetzt eilten sie, so rasch sie konnten, aus dem Bereich der sengenden Glut.

Eben als Mutter Wesley ihren John in die Arme schloß, stürzte das Dach des Hauses mit prasselndem Getöse ein. Funken stoben turmhoch zum Nachthimmel empor. Pfarrer Wesley kniete noch immer im Gebet, doch aus seinem Bitten und Flehen war jetzt ein Loben und Danken geworden.

Niemals konnte John diese Brandnacht vergessen. Oft sah er sich in seinen Träumen von den Flammen umgeben. Doch vor ihm war ein offenes Fenster. Und vor dem Fenster waren Arme, in die er sich fallen lassen konnte. Das schreckliche Erlebnis jener Nacht und die wunderbare Rettung, beide wurden ihm später zum Gleichnis seines Lebens. Nicht draußen brannte das Feuer, nein, in ihm selbst. Es drohte ihn zu verzehren, aber da war einer, der ihn retten würde.

Das begriff John erst viele Jahre später, als er sich längst in Gottes Vaterarme hatte fallen lassen. Doch schon dem Kinde dämmerte die Erkenntnis auf: Wenn Gott mich aus dem Feuer gerettet hat, dann wollte er nicht, daß ich starb; dann hatte er mit mir in meinem Leben gewiß noch etwas Großes vor!

Und Gott hatte Großes mit diesem Jungen vor.

### 3 Die graue Stadt

Als John zehn Jahre alt war, hieß es von dem verträumten Städtchen Epworth in Lincolnshire Abschied nehmen. Er sollte von nun an die Schule besuchen, und weil Vater und Mutter Menschen waren, die über die gute Bildung ihrer Zeit verfügten, war auch für den kleinen John die beste Schule gerade gut genug. Berühmt war damals in ganz England die Schule von Charterhouse. Die lag aber nicht in der Grafschaft Lincolnshire, sondern im fernen London.

Es fiel Vater Wesley nicht leicht, den Jungen in die große Stadt zu geben. Er hatte ja so viele Kinder, für deren gute Erziehung er sorgen mußte, und die Schulden waren ihm über den Kopf gewachsen. Jene Zeit war rauh, und wer seine Schulden nicht bezahlen konnte, der mußte damit rechnen, in den Schuldturm gesteckt zu werden. Diese bittere Erfahrung war auch Pfarrer Wesley nicht erspart geblieben. Einer seiner hartnäckigsten Gläubiger hatte nicht länger auf die Rückzahlung seines Geldes warten wollen. So war eines Tages Pfarrer Wesley auf Betreiben dieses Gläubigers in den Schuldturm des Stadtschlusses von Lincoln eingeliefert worden. Ein Gefängnis war damals ein grauenhafter Ort. Doch Pfarrer Wesley hatte selbst aus der Not eine Tugend zu machen verstanden. Nun, da man ihn um Geldes willen ins Gefängnis gesteckt hatte, wirkte er auch dort als Seelsorger, predigte den Gefangenen, die dort elend schmachteten, und sprach ihnen Mut zu.

Endlich war auch diese furchtbare Zeit vorbei. Und nun machte sich Vater Wesley mit John auf den Weg nach dem fernen London. Es gab damals noch keine Eisenbahn und keine Autos. Die Postkutschen waren schlecht und teuer, die Straßen nicht besser als schlechte Landwege. Aber Vater Wesley besaß ein Pferd, mit dem er schon öfter vergeblich nach London geritten war, um einen Mann zu finden, der bereit war,

die von ihm geschriebenen Bücher und Lieder zu drucken. Diesmal hatte Pfarrer Wesley in der großen Packtasche keine Bücher. Die Packtasche hing diesmal seitlich am Sattel. Auf der Kruppe des Pferdes, wo sie sonst angeschnallt war, saß John.

Es war ein kalter Januartag des Jahres 1714, als Vater und Sohn aus dem Pfarrhof in Epworth auf die regennasse Landstraße hinausritten. John hielt sich mit beiden Händen am Vater fest. Er hatte das Gesicht ganz dicht an des Vaters Rücken gedrückt, um sich gegen den kalten Regen zu schützen.

Noch Jahre später dachte John mit Grauen an diesen Ritt zurück. Die Straßen waren grundlos, überall standen tiefe Pfützen, durch die das Pferd patschte. Es war ein Glück, daß sich wegen des schlechten Wetters die Räuber, die damals die Straßen unsicher machten, nicht blicken ließen. Mehr als einmal aber kam man an großen Galgen vorüber, an denen Gehenkte im Wind schaukelten. Das waren Wegelagerer gewesen, die man hatte aufgreifen können. Man pflegte mit ihnen kurzen Prozeß zu machen und sie gleich an Ort und Stelle zu hängen.

Wenn sie durch die kleinen Städte ritten, sahen sie in den Nebengassen verkommenes Volk. Aus den offenen Fenstern eines Gasthauses hörten sie wildes Geschrei. »Was ist denn dort los?« fragte John, als sie vorbeirrten, und der Vater antwortete: »Sicher ein Boxkampf, bei dem sich zwei Männer für Geld halbtot schlagen.« Vater Wesley wies auf einen jungen Mann, der mit einem prächtigen Hahn unter dem Arm die Straße entlangkam. »Dieser dort will zu einem Hahnenkampf. Hahnenkämpfe, Boxwetten, Trinken und Kartenspiel um Geld –, damit suchen sie ihre Armut und ihre Dummheit zu vergessen.« Auf dieser Reise begriff der Junge, daß es viel Elend und Unwissenheit im Lande gab.

Am Mittag des vierten Tages sahen sie die große Stadt vor sich. London bot an diesem grauverhangenen Januar morgen kein einladendes Bild, und der halberstarrte Junge atmete

auf, als sie endlich vor dem großen Doppeltor des Charterhouse anhielten und der Vater ihn vom Rücken des Pferdes hob.

Charterhouse war früher einmal – noch vor der Zeit der großen Königin Elisabeth – ein Kloster gewesen. Jetzt diente es einem doppelten Zweck: Es bot achtzig alten Herren einen friedlichen Lebensabend und war zugleich Schule und Wohnhaus für vierzig arme, aber begabte Jungen, die dort auf den späteren Besuch der Universität vorbereitet wurden. Eine solche Freistelle hatte Vater Wesley auch für John beim Schirmherrn des Hauses, dem einflußreichen Herzog von Buckingham, erwirkt. Als sie über den großen Hof gingen, wies der Vater auf das riesige Rasenviereck. »Mein Junge, jeden Morgen wirst du dreimal um diesen Rasenplatz laufen, damit du gelenkig und frisch bleibst. Versprichst du es mir?« Und John hielt sein Versprechen. Sechs Jahre lebte er in Charterhouse, aber jeden Morgen trabte er seine drei Runden um den großen Rasenplatz. Es machte ihm nichts aus, ob es regnete oder stürmte, er kümmerte sich auch nicht um den Spott der anderen Schüler, die ihn wegen seines Frühsports auslachten. Er hatte es dem Vater versprochen, das genügte. Er wußte nicht, was den Vater zu seinem Rat bewogen hatte. Erst später, auf seinen weiten und anstrengenden Ritten erkannte er, daß die täglichen drei Runden ihm die Ausdauer und Kraft verliehen hatten, sein Leben als Rauhreiter Gottes zu führen.

Das Leben in Charterhouse war hart. Vierzig Jungen im Alter von zehn bis sechzehn Jahren in engster Lebensgemeinschaft! Da ging es nicht zimperlich zu. Schlimm war, daß die Größeren oftmals den Schwächeren die Essenration wegfutterten, und Geld, sich zusätzlich etwas zu kaufen, hatte John nicht. Doch auch der Hunger, den John oft empfand, war ein Stück der Erziehungsarbeit, die das Charterhouse an dem Jungen vollbrachte. Er lernte es, sich nach der Decke zu strecken und mit dem vorlieb zu nehmen, was vorhanden war.

Fein war es, daß er sonntags mit seinem Bruder Samuel zusammensein konnte. Samuel, der einige Jahre älter war, hatte damals schon sein Studium abgeschlossen und war Lehrer an der Westminster-Schule in London. Er half dem Kleinen mit brüderlichem Rat und bemutterte ihn, wo er nur konnte.

## 4 Es leben die Studenten . . .

»Es leben die Studenten stets in den Tag hinein, wär'n sie der Welt Regenten, müßt' immer Festtag sein.« So beginnt ein Lied, das deutsche Studenten gern singen, wenn sie in lustigem Kreis zusammensitzen. In Oxford war dieses Lied damals bestimmt nicht bekannt, aber man lebte ganz danach. John war entsetzt, als er sah, wie viele Studenten durchaus nicht an Arbeit, sondern nur an Vergnügen dachten. Viele waren die Söhne wohlhabender Väter, verfügten über reichlich Geld und hatten nur die eine Sorge, es nun auch so schnell wie möglich auszugeben. Die Kneipen waren von lärmenden und zechenden jungen Herren überfüllt, es wurde um Geld gespielt, freche Wetten wurden abgeschlossen, kurz, man tat, als sei man nur zum Vergnügen, nicht aber zum Studieren hier.

Die Professoren hielten zwar pünktlich ihre Vorlesungen, gingen jedoch in keiner Weise gegen das lockere Treiben der jungen Tagediebe vor. Es gab sogar nicht wenige, die sich den Zechgelagen der Taugenichtse anschlossen. Es wurde ganz offen darüber gesprochen, daß mancher, der seine Studenzeit verbummelt hatte, nur darum sein Examen bestanden habe, weil er noch tags zuvor mit dem Professor, der ihn zu prüfen hatte, wacker gezecht hatte.

John Wesley sah das alles wohl, aber der Schmutz kam nicht an ihn heran. Er dachte an sein Elternhaus. Wie sauber und ordentlich war es da doch zugegangen. Er sah seine Mutter vor sich, wie sie mit ihren Kindern betete, und er erinnerte sich an die *halben Stunden*, in denen sie ihm eingeschärft hatte: »Ein Christ muß wie ein Gotteskind leben.« Er dachte an seinen Vater, der – wie schon der Großvater – in Oxford studiert hatte. Und er wußte, daß beide hart arbeiten müssen, um sich ihr Studium zu verdienen, und später dann ehrenwerte Pfarrer ihrer Gemeinden geworden waren.

Das alles bewahrte John davor, sich der schlechten Gesellschaft anzuschließen. Wohl war er, wie man unter Studenten sagt, ein »lustiges Haus«, doch nie sah man ihn im Kreise der Bezechten. Er suchte sich seine Freunde unter denen, die noch ein reines Herz hatten. John wollte, wie der Vater und Großvater es gewesen waren, Pfarrer werden und studierte darum Theologie. »Gottesgelahrheit« sagte man in jener Zeit dafür in Deutschland. Er wollte gar nicht erst in die Versuchung kommen, das Treiben der schlechten Studenten mitzumachen, und führte darum ein besonders strenges Leben. Er stand jeden Morgen früh um vier Uhr auf, hielt sein Morgengebet und ging dann seinem Studium nach. In der Fastenzeit hielt er sich streng an die Vorschriften der Anglikanischen Kirche.

Seine erste Predigt hielt er in South Leigh, einem stillen Dörfchen in der Grafschaft Oxfordshire. Noch heute hängt dort eine Gedenktafel, die daran erinnert, daß John Wesley, der in seinem Leben so viele tausend Predigten hielt, dort zum erstenmal Gottes Wort verkündete.

Als John sein Examen abgelegt hatte, blieb er zunächst noch in Oxford und betreute die Studenten im Lincoln College, kümmerte sich um die Insassen des Gefängnisses und besuchte die Kranken im Armenhaus und Altersheim. Und doch war er im tiefsten Herzen mit sich selbst unzufrieden. Hat Gott mich darum aus dem Feuer gerettet, fragte er sich immer wieder, damit ich als Lehrer und Studentenbetreuer hier in Oxford mein Leben beschließe?

Er war, als er zum Pfarrer ordiniert wurde, erst einundzwanzig Jahre alt. Aber die Frage ließ ihn nicht los: Was hat Gott mit mir vor? Zu welchem Zweck hat er mich aus der Feuersbrunst errettet?

Gerade in dieser Zeit kam sein um vier Jahre jüngerer Bruder Charles nach Oxford, um hier sein Studium zu beginnen.

»John, was ist mit dir los? Du siehst aus wie ein Trauerkloß!« Charles schlug seinen Arm um den Älteren. »Du könntest doch

zufrieden sein, John; bist jetzt ordiniertes Pfarrer und ein gemachter Mann. Aber wenn man dein Gesicht sieht, dann könnte man denken, du hättest alles verloren.« – »Verloren?« sagte John aus tiefen Gedanken. »Nicht verloren, Charles! Ich suche! Ich suche, was ich nicht finden kann: Frieden für mein Herz, Frieden mit Gott!« Er trat ans Fenster und blickte auf die grüne Rasenfläche hinab. »Ich habe hart gearbeitet und nicht einen Tag verbummelt. Ich bin jetzt Pfarrer – ja, Charles, aber Gott ist mir so fern.« –

Ein Brief vom Vater kam. Der alte Herr bat, ihm doch in Epworth zu helfen, und John reiste hin, weil er hoffte, die Arbeit in der Heimatgemeinde könne ihm den inneren Frieden schenken. Aber auch dort fand er ihn nicht. Immer heftiger bohrte in seinem Herzen die Frage: Was erwartet Gott von mir? Und Gott gab keine Antwort auf diese Frage.

Dann war er wieder in Oxford. Er mußte mit Charles sprechen. Er ging über die grünen Rasen zu dem Hause, in dem sein Bruder sein Wohn- und Studierzimmer hatte. Als John nach kurzem Anklopfen eintrat, sah er ein Dutzend junge Leute um den Tisch sitzen. Sie hatten ihre Bibeln aufgeschlagen vor sich liegen.

Charles stellte sie vor und sagte: »Ich weiß, die anderen Studenten halten uns für verrückt. Aber die trockenen Vorlesungen der Professoren genügen uns nicht. Wir suchen Gottes Wort auf den Grund zu kommen, darum treffen wir uns hier und studieren gemeinsam die Bibel.«

Ein junger Mann, den Charles als George Whitefield (sprich: Weitfield) vorgestellt hatte, lachte. »Sie nennen uns spottend den ›heiligen Klub‹. Aber das macht nichts. Es ist uns ernst damit, unser Leben nach Gottes Gebot zu führen.« Er wandte sich an Charles. »Weißt du auch, daß sie neuerdings noch einen anderen Namen für uns erfunden haben? Weil wir den rechten Weg suchen, nennen sie uns *Methodisten*.«

»Großartig!« lachte Charles. »Wenn sie uns im Spott so nennen, dann wollen wir in allem Ernst es sein: Methodisten, Menschen, die nach der Methode des rechten christlichen

Lebens suchen!« Die jungen Männer ahnten nicht, daß sie ihrer Glaubensgemeinschaft damit einen Namen gegeben hatten, der noch um die Welt gehen sollte. Damals war es ein »Heiliger Klub« von einem guten Dutzend junger Studenten. Heute ist die Methodistenkirche eine der größten und regsamsten protestantischen Kirchen in der Welt und zählt mehr als 50 Millionen Mitglieder.

»Willst du dich uns nicht anschließen, John?« drängte Bruder Charles. »Wir brauchen einen Mann wie dich. Du bist kein Student mehr, hast schon die Ordination und kennst die Bibel.« Er sah des Älteren verzagtes Gesicht und sagte: »Und umgekehrt können wir vielleicht auch dir helfen?« So wurde John der Führer dieser Studenten, die nach Gottes Wort leben wollten. Schon bald wurde es ihm deutlich, daß es einfach nicht genügte, nur die Bibel zu studieren. Man mußte nach Jesu Worten leben!

Nach Jesu Worten leben. Taten sie denn das? Mit unruhigem Herzen schritt John Wesley durch Oxfords Gassen. Wieviel Elend, wieviel Not, wieviel Dummheit und Unglauben. Was hätte hier wohl der Herr Jesus getan? Er wäre zu diesen Menschen hingegangen, um ihnen zu helfen.

Als John wieder in den »Heiligen Klub« kam, rief er: »Brüder, seht ihr nicht die Not? Seht ihr nicht die verwahrlosten Kinder, die uns täglich hier über den Weg laufen? Wir müssen ihnen helfen, um Christi willen!« Sie gründeten eine Schule für die Armen. Und zum erstenmal spottete man nicht mehr über diese *Methodisten*.

John hatte als Seelsorger auch die Not gesehen, die in den Gefängnissen herrschte. Wohl saßen in den dunklen und nassen Zellen Verbrecher, die ihre Strafe verdienten. Aber hatte nicht Jesus auch für soche Menschen noch ein gütiges Herz gehabt? Mußte man nicht auch diesen verlorenen Menschen sagen, daß der Heiland in die Welt gekommen war, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist?

\*

Die Menschen strömten in hellen Haufen durch Oxfords Straßen. Es gab etwas zu sehen, wobei man das Gruseln lernen konnte. Ein Mörder sollte gehenkt werden. Jetzt rumpelte der Armsünderkarren über das holprige Pflaster. Die Leute reckten die Häuse und stießen sich verwundert an. »Da sitzen ja drei Männer drauf? Der mit den Handschellen ist gewiß der Mörder, wer aber sind die beiden andern?«

Ein Student, der in der Menge stand, wußte es: »Das sind die Brüder John und Charles Wesley. Seit Monaten schon besuchen sie die Gefangenen und predigen im Gefängnis. Jetzt begleiten sie den Verurteilten auf seiner letzten Fahrt.« Verlegen schwiegen die Leute. Sie fühlten, daß diese Methodisten Menschen waren, in deren Herz die Liebe Christi brannte.

Und doch blieb John Wesleys Herz voller Unruhe. Oft grübelte er dem Wort nach, das der Kirchenvater Augustin einst niedergeschrieben hatte: »Du hast uns zu dir hin geschaffen, Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.« Richtig war das. Aber wie findet mein Herz Ruhe in Gott, wie?



## 5 Die Reise nach Amerika

General Oglethorpe war ein rechter alter Haudegen. Doch wenn man in sein frisches Gesicht sah, wußte man, daß ihm das Herz jung geblieben war. Er kannte den alten Wesley gut und hatte ihm oft geholfen. Nun war der alte Samuel Wesley tot, und der junge Mann da, der dem General gegenüber am wuchtigen Eichentisch saß, war des alten Samuel Sohn John. Der General hatte John Wesley lange nicht gesehen. Aber er hatte viel von ihm und seinem Wirken in Oxford gehört. Und darum hatte er ihn gebeten, ihn doch einmal zu besuchen, er habe etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen.

Die blauen Augen des alten Soldaten blickten zum Fenster hinaus, als sähen sie in weite Fernen. »Sie haben von unseren Kolonien in Amerika gehört?« Er wartete die Antwort nicht ab, sondern spann seine Gedanken weiter. »Drüben gibt es weite Landstriche, die menschenleer sind. Bei uns aber sind die Gefängnisse übervoll, nicht etwa nur mit Leuten, die es verdient haben, hinter Schloß und Riegel zu kommen, sondern auch mit solchen, die lediglich im Leben Pech hatten. Ich meine die vielen, die in Schulden gerieten und dann von ihren Gläubigern in den Schuldturm gesteckt wurden.« Die buschigen Brauen des Generals zuckten. »Sie wissen ja selber, wie leicht man auf diese Weise ins Gefängnis kommen kann. Ihr Vater, der mir ein lieber Freund war, hat ja auch viele Monate im Schuldgefängnis gesessen. Immerhin, er konnte wieder in seine Pfarrstelle zurück, als er durch die Hilfe guter Freunde seine Schulden bezahlt hatte.« Der General erwähnte mit keinem Wort, daß er selber der gute Freund gewesen war, der Vater Wesleys Schulden beglichen hatte. Hastig fuhr er fort: »Was aber sollen die armen Schlucker anfangen, die endlich aus dem Gefängnis herauskommen und dann vor dem Nichts stehen?«

Er setzte sich mit einem Ruck herum und blickte John Wesley gerade in die Augen. »Ich habe darum die Regierung gebeten, diesen Leuten die Erlaubnis zu geben, sich in Amerika anzusiedeln. Wir wollen eine neue Kolonie Georgia dort gründen.«

Amerika! Ein Gedanke durchzuckte John Wesley: War das Gottes Wille? Hatte Gott etwa vor, ihn zu einem Missionar an den dort lebenden Indianern werden zu lassen?

Doch der General hatte nicht an die Indianer gedacht. »Ich brauche einen Pfarrer, der die Kolonisten betreut. Sie haben schon im Gefängnis Seelsorge getrieben und scheinen mir darum der geeignete Mann zu sein. Übrigens bestehen die siedlungswilligen Kolonisten nicht nur aus ehemaligen Gefängnisinsassen. Wie ich hörte, wollen sich uns auch Deutsche anschließen, die um ihres Glaubens willen daheim Schwierigkeiten hatten. Es sind sogenannte Herrnhuter Brüder, anscheinend recht ehrenwerte und strebsame Leute.«

John zögerte noch. »Ich möchte mich ungern von meinem Bruder Charles trennen.« Der General nickte wohlwollend: »Ich habe auch von ihm gehört. Ich bin bereit, ihn als meinen Sekretär in die neue Kolonie mitzunehmen.«

Außer John und Charles Wesley schlossen sich noch zwei junge Pfarrer dem Unternehmen an. Auch diese beiden hatten in Oxford dem »Heiligen Klub« angehört.

Eine Reise nach Amerika war damals keine Vergnügungsfahrt. Es gab ja nur Segelschiffe, und diese waren auf Wind und Wetter angewiesen. Die Unterbringung an Bord der »Simonds« war mehr schlecht als recht. Die Auswanderer hausten in engen, muffigen Räumen, und die Verpflegung war sehr eintönig. Hülsenfrüchte, Reis, hartgetrocknetes Brot und ab und zu Pökelfleisch, das so salzig war, daß man noch stundenlang danach einen trockenen, brennenden Gaumen hatte. Unglücklicherweise lief das Schiff auch noch im Monat Oktober des Jahres 1735 von England aus, so daß es in die schweren Herbststürme geriet. Als die See immer höher ging und das

Schiff immer stärker stampfte, kamen harte Tage für die Auswanderer. Man hatte sie, da der Aufenthalt auf dem ständig von Wellen überspülten Deck zu gefährlich war, in den unteren Räumen eingeschlossen. Dort saßen oder lagen sie nun, müde und seekrank, alle aber von banger Todesfurcht erfüllt. Die Frauen und Kinder schrien entsetzt auf, wenn sich das Schiff unter dem Ansturm einer besonders großen Welle noch stärker aufbäumte. Die Männer fluchten oder stierten verbissen vor sich hin.

John ging von einem Raum in den andern. Er wollte trösten und Mut zusprechen, aber er war selber im tiefsten Herzen von der Todesangst erfaßt. Hat mich Gott damals dem Feuer entrissen, damit ich nun in die Tiefe des Meeres versinke? Was habe ich denn schon in meinem bisherigen Leben geleistet? Reichen meine guten Werke aus?

Er stieß die niedrige Tür auf, die in den Raum führte, in dem die Herrnhuter Brüder hausten. Auch hier war die Luft stickig, auch hier gab es Seekranke, die sich nicht auf den Beinen halten konnten. Und doch war es, als erfüllte ein stilles Licht den düsteren Raum. Betroffen blieb John Wesley an der Tür stehen, als er Gesang vernahm.

»O süßer Herre Jesu Christ,  
der du unser Erlöser bist,  
nimm heut an unsre Danksagung  
aus Genaden.«

John verstand die Worte nicht, aber er sah den Glanz in den Augen der Singenden und begriff, daß diese Menschen der Macht des Todes entrückt waren. Hier herrschte keine Todesfurcht, hier war Beten, Loben und Danken.

»Du hast angesehen unsre Not,  
da wir waren in Sünden tot,  
und bist vom Himmel gestiegen  
aus Genaden.«

Unwillkürlich war Wesley nähergetreten. Und als der alte

Graubart, der in diesem Kreis der Führer zu sein schien, zum Gebet niederkniete, da sank auch John in die Knie. Er fühlte: Diese suchten nicht mehr, diese hatten gefunden.

Wie im Traum saß er dabei, als sie sich aus ihren Bibeln das Wort Gottes auslegten. Und in dieser Stunde faßte John den Entschluß: Du mußt die deutsche Sprache lernen! Vielleicht findest du, wenn du diese Menschen verstehst, das Geheimnis ihres starken Glaubens. Vielleicht können sie dir sagen, was du bei den gelehrten Professoren bisher vergeblich gesucht hast: die Gewißheit, du bist ein Kind deines Vaters im Himmel!

Nach langen Wochen stürmischer Fahrt erreichte das Schiff endlich die Mündung des Savannah und setzte die Auswanderer an Land. John Wesley hatte alle Hände voll zu tun. Er besuchte die Neusiedler in ihren behelfsmäßigen Häusern, hielt Gottesdienste in den verstreuten Siedlungen und sorgte dafür, daß auch Schulen eingerichtet wurden. Doch er erlebte überall Enttäuschungen. Die Indianer, die er zu missionieren versuchte, hatten bereits mit den Weißen sehr bittere Erfahrungen gemacht. Sie begegneten daher auch Wesley mit Mißtrauen und Zurückhaltung. Den Kolonisten aber war seine strenggläubige und gesetzliche Frömmigkeit zu hart. »Er will uns nur schulmeistern.« Und sie wandten ihm, wo er sich sehen ließ, den Rücken. Charles Wesley hatte sich schon nach kurzer Zeit mit dem alten, bärbeißigen General überworfen und war in die Heimat zurückgekehrt. Nun verlor auch John den Mut. Die Reise nach Amerika war für mich ein Irrweg, dachte er. Er ahnte nicht, daß die Bekanntschaft mit den Herrnhutern für ihn die Wendung in seinem Leben bringen sollte. Er fühlte nur Bitterkeit im Herzen, als er am 1. Februar 1738 wieder den Boden Englands betrat.

## 6 Das Herz geht ihm über

Der Buchhändler Hutton sah seinem Freund John Wesley besorgt in das abgehärmte Gesicht. »Amerika war also eine Enttäuschung?« John nickte traurig. »Es waren für mich zwei verlorene Jahre. Nichts habe ich erreicht, keinen Schritt bin ich Gott nähergekommen. Wenn nicht die Herrnhuter Brüder gewesen wären —«

»Du hast Herrnhuter Brüder getroffen?« fragte Hutton.

»Sie waren auf dem Schiff, das uns hinüberbrachte. Und dann war ich in der neuen Kolonie Georgia oft bei ihnen. Ich habe von ihnen auch die deutsche Sprache gelernt.«

Irgend etwas im Ton John Wesleys ließ den Buchhändler aufhorchen. »Brüder gibt es auch hier in London«, sagte er. »Es ist nur eine kleine Schar, doch ich hörte, daß gerade dieser Tage einer ihrer Prediger, ein gewisser Peter Böhler, hier eingetroffen ist. Wie wäre es, wenn wir die Herrnhuter einmal besuchten?«

Johns Herz wurde wieder frei, als er die Brüder besuchte. Ja, diese Männer waren gewiß, daß Gott sie lieb hatte. »Heilsgewißheit« nannten sie diesen Glauben, der sie sicher sein ließ, daß sie Gottes Kinder seien.

»Sagt mir doch«, fragte er, »warum habe ich nicht diese Heilsgewißheit? Ich habe doch alles getan, was ich nur tun konnte. Ich habe mich abgemüht . . .« Ein biederer Tischler sah ihn groß an. »Bruder Wesley«, sagte er, »du irrst dich, wenn du meinst, Gott müsse dich lieben, weil du ein so wackerer Kerl bist. Vor Gott sind wir allemal Sünder, auch in dem besten Leben.« Er schüttelte ernst den Kopf. »Nein, wir haben nicht Heilsgewißheit, weil wir bessere Werke tun als die andern Menschen. Wir haben Heilsgewißheit, weil —« er suchte nach Worten, um sich richtig auszudrücken, »weil, ach ganz einfach, weil Gott eben unser Vater ist und uns lieb hat. Er hat

uns zuerst geliebt, und dann darum haben dann auch wir ihn lieb und tun nach seinen Geboten.«

Es fiel wie Schuppen von Johns Augen. Kaum war er zu Hause, da nahm er sich seine Bibel her und las die Geschichte von der Bekehrung des Paulus. Wie hatte doch Saulus gegen die Christen geschraubt, und doch hatte Christus ihn zu seinem Apostel erwählt. Aus dem Saulus war ein Paulus geworden. Nicht, weil Saulus es wollte; nein, weil Gott es in seiner väterlichen Güte gewollt hatte.

Es war ein paar Tage später, als John ein zweites Erlebnis hatte, das ihn auf den rechten Weg wies. Er hatte nach seiner Gewohnheit zur Bibel gegriffen. Wie von selbst schlug das Buch sich auf, und Johns Blick fiel auf die Worte: »Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes.« Im Markusevangelium stand das im Kapitel 12, Vers 34. Ein Mann war zu Jesus gekommen, hatte nach dem vornehmsten Gebot gefragt. War ich nicht dieser Mann? fragte sich John. Habe ich nicht gesucht und gesucht? Und nun diese Antwort: »Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes!«

Und plötzlich begriff John, daß er mit all seinem Tun und Treiben Gott auch nicht einen Schritt nähergekommen, daß aber Gott ihm aus Güte und Erbarmen tausend Schritte entgegengekommen war.

John spürte, daß Gott ihm jetzt nahe war. Wo würde Gott ihm begegnen? Wo würde er ihm »Heilsgewißheit« schenken?

John stieg in fliegender Hast die Stufen hinauf, die in die Sankt-Pauls-Kathedrale führen. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, und der Chor sang:

»Aus tiefer Not schrei ich zu dir.

Herr Gott, erhör mein Rufen . . .«

Und aus bebendem Herzen betete John mit:

»Darum auf Gott will hoffen ich,  
auf mein Verdienst nicht bauen;  
auf ihn mein Herz soll lassen sich  
und seiner Güte trauen.«

Am Abend wurde John abermals unruhig. Er hielt es nicht aus,

allein und einsam zu sein. Trafen sich da nicht in der Aldersgate Street gläubige Menschen?

Ihm war, als hätte eine unsichtbare Hand die seine ergriffen und führe ihn jetzt durch den linden Maiabend. Da war das Haus, das er suchte. Er trat ein. Ein Mann stand da und las vor.

John wußte sich später nicht zu erinnern, ob er die Worte auf Englisch oder Deutsch gelesen hatte. Nur das wußte er: Es waren die Worte Martin Luthers aus der Vorrede zum Brief des Apostels Paulus an die Römer: »Der Heilige Geist macht uns ein neues Herz . . .«

Es ging John Wesley, wie es einst dem Saulus vor Damaskus ergangen war. Ein himmlisches Licht umleuchtete ihn. Gott suchte ihn! Gott suchte ihn schon lange. Es kam also gar nicht auf das an, was ein John Wesley alles tat. Es kam auf Gott an. Und Gott hatte ihn lieb. Das war genug, das war die Seligkeit selbst. Gott will mein Vater sein, dann bin ich sein Kind!

Heilsgewißheit? Jetzt hatte John Wesley Heilsgewißheit.

Noch in derselben Nacht schrieb John in sein Tagebuch: »Es war ein Viertel vor neun, da wurde es mir im Herzen warm. Ich fühlte, ich dürfe Christus trauen. Er hat mir meine Sünden weggetan. Das ist gewißlich wahr.«

Es war am 24. Mai 1738, daß John Wesley diese Gewißheit fand: Gott ist mein Vater, und ich bin sein Kind!

John kannte seine Bibel gut. Was hatte Paulus nach seiner Bekehrung getan? Er hatte sich mit den Brüdern in Verbindung gesetzt. Was sollte jetzt ein John Wesley tun? Nun, sich ebenfalls mit den Brüdern, die das Heil gefunden hatten, in Verbindung setzen. Er erinnerte sich gut genug, daß die Herrnhuter es gewesen waren, die als erste zu ihm von der Vaterliebe Gottes gesprochen hatten. Und so entschloß er sich, die Brüdergemeine in Deutschland aufzusuchen.

Eine Reise nach Deutschland war nicht so weit und auch nicht so gefahrvoll wie die nach Amerika. Und doch war sie alles andere als angenehm. »Schon wieder ein Schlagbaum!« Benjamin Ingham, der John auf dieser Reise begleitete, wies nach vorn, wo sich eine schwarz-weiß gestrichene Schranke

über die Straße legte. »Wir sind an der preußischen Grenze«, sagte John. Ingham schüttelte den Kopf. Wie seltsam zerrissen war dieses Land, in dem doch überall Menschen wohnten, die ein und dieselbe Sprache redeten. Marienborn, Herrnhut und Halle – alle drei Orte, in denen die Herrnhuter lebten, lagen in Deutschland, gehörten aber verschiedenen Herren.

»Wie hatten sich doch die Leute in Marienborn genannt?«

»Hessen«, erwiderte John Wesley.

»Und Herrnhut –«, überlegte Ingham,

»– liegt in Sachsen«, ergänzte John, und setzte dann hinzu:

»Halle aber gehört zum Königreich Preußen.«



*Sie hatten den Schlagbaum erreicht.*

Ingham lachte. »Ach ja, da regiert dieser gestrenge Herr, den sie den Soldatenkönig nennen! Er soll ja an seinen ›Langen Kerls‹ einen Narren gefressen haben.«

»Und doch ist er ein gläubiger Christ«, sagte Wesley. »Er ist noch einer der wenigen Herrscher, die wissen, was es heißt, ›von Gottes Gnaden‹ die Krone zu tragen.«

Sie hatten den Schlagbaum erreicht. Ein preußischer Soldat, der John wohl um zwei Kopf Länge überragte, verlangte ihre Pässe. Engländer? Das war ihm noch nicht vorgekommen, und um keinen Fehler zu machen, rief er seinen Vorgesetzten herbei. Einstweilen hielt er sein Gewehr, an dessen Laufmündung ein langes und spitzes Bajonett steckte, gesenkt. Man konnte ja nicht wissen, ob diese Fremden nicht am Ende Spione waren.

Der Offizier; der erleichtert aufgeatmet hatte, als Wesley ihn in fließendem Deutsch ansprach, reichte mit korrekter Höflichkeit die Pässe zurück. »Verzeiht, Herr, daß wir Euren Paß so gründlich prüften. Wir müssen auf der Hut vor Spionen sein. Doch ich sehe aus Euren Papieren, daß Ihr Engländer seid und die Franckeschen Stiftungen besuchen wollt.«

»Ganz recht, ich bin nach Deutschland kommen, um mich mit dem Grafen Nikolaus von Zinzendorf zu treffen, der die Herrnhuter Brüdergemeine begründet hat. Jetzt möchte ich in Halle die Schule und das Waisenhaus sehen, das Pfarrer August Hermann Francke gegründet hat. Ich beabsichtige nämlich, etwas Ähnliches in England zu schaffen.«

Am Stadttor zu Halle mußten sie abermals ihre Pässe vorzeigen. Doch auch hier behandelte man sie sehr zuvorkommend, nachdem sie den Grund ihrer Reise genannt hatten. Der Offizier, der ihre Pässe geprüft hatte, gab ihnen sogar einen Soldaten mit, damit sie auf dem kürzesten Wege zu den Anstalten August Hermann Franckes fänden.

»Die Reise hat sich also gelohnt?« Charles sah seinem Bruder fragend ins Gesicht.

»Und ob sie sich gelohnt hat!« erwiderte John. »Tief beein-

druckt hat mich das Waisenhaus Franckes. Wir werden in England ähnliche Anstalten schaffen müssen.«

»Und die Herrnhuter?«

»Waren wie jene, die ich schon auf dem Amerikaschiff traf«, antwortete John, »fromme und rechtschaffene Menschen, die ganz nach dem Worte Gottes leben.« Er sah den Bruder nachdenklich an. »Weißt du auch, wo das Geheimnis ihres brüderlichen Zusammenhaltens liegt? Sie kommen regelmäßig in kleinen Gruppen zusammen, beten, lesen die Bibel und legen sie dann gemeinsam aus. Diese ›Bibelgruppen‹ und ›Gebetsgemeinschaften‹ bilden sozusagen die Familien, aus denen sich die Herrnhuter Brüdergemeine aufbaut.« Er legte die Hand vor die Augen, um besser nachdenken zu können. »Wir werden auch hier in England die Menschen, die sich zu Gottes Wort bekehren, in solchen Gruppen zusammenfassen müssen. Einer allein wird schwach und lau. Die Gebetsgemeinschaft und die gemeinsame Bibelarbeit halten das Herz im Glauben warm.«

Charles war lebhaft aufgesprungen. »John, wie wäre es, wenn du all das, was du auf deiner Reise in Deutschland gesehen hast, niederschriebst? Und dann müssen wir predigen, immer wieder predigen! Die Menschen haben ja Hunger nach Gottes Wort.«

»Schreiben?« fragte John. Doch dann fiel ihm etwas ein. »Hast du wieder etwas geschrieben, Charles? Ein paar neue Choräle?«

»Natürlich«, lachte Charles, »mehrere sogar! Du weißt ja, schon Vater hatte so etwas wie eine dichterische Ader, und ich fühle mich nicht froh, wenn ich nicht zu Gottes Lob Lieder dichten kann.«

Schreiben, Predigen und Dichten –, das wurde von jetzt an das Lebenswerk der beiden Brüder. Sie schrieben, predigten und dichteten zur Ehre Gottes, der sie durch seinen Sohn erlöst und durch den Heiligen Geist im Glauben gewiß gemacht hatte.

## 7 Ein gefährlicher Heißsporn

Wir können es uns kaum vorstellen, wie schlimm es damals in England stand. Die Reichen spielten und tranken, weil sie nicht wußten, was sie mit ihrem Geld anfangen sollten; die Armen spielten und tranken, weil sie ihr Elend vergessen wollten. Jeder sechste Laden in London war in jener Zeit eine Kneipe. Man sah aller Ecken und Enden Betrunkene durch die Straßen torkeln.

Die Gesetze waren hart. Schon auf die kleinsten Vergehen stand die Todesstrafe durch Erhängen. Nur durch solche Härte glaubte man, der Verbrechen Herr werden zu können.

Und wie sah es in den Kirchen aus? Nun, wer sich oft betrinkt, der will nicht gerne an Gott erinnert werden. Die Kirchenbänke blieben darum leer. Es gingen nur die Leute zur Kirche, die meinten, besser als die anderen zu sein. Ob sie wirklich besser waren? Oft bildeten sie es sich nur ein. Und sie kamen in die Kirche, um zu hören, daß sie bessere Menschen seien als die anderen, als die Säufer und Diebe, als die Herumtreiber und Verbrecher. »Heute habe ich zweimal zu predigen«, sagte John zu seinem Bruder Charles. »Ich habe den Frühgottesdienst und auch den am Abend zu halten.« Die Kirche war diesmal gut besucht. Es hatte sich in London herumgesprochen, daß John Wesley in Deutschland gewesen war und nun der englischen Kirche einen neuen Weg zeigen wolle. Zuerst sang der Chor, dann die Gemeinde, aber der Gemeindegesang klang dünn, denn die vornehmen Leute, die da in ihren prachtvollen Sonntagsgewändern saßen, dünkten sich zu fein zum Mitsingen. Die einen saßen und dösten, andere unterhielten sich über Pferderennen oder die neue Damenmode. Erst als John Wesley die Kanzel bestieg, wurden sie aufmerksam. So, nun wollen wir mal hören, ob der Mann da etwas Gescheites zu sagen hat!

»Ihr seid allzumal Sünder!« Sie zuckten zusammen und warfen sich Blicke zu. Welch eine Frechheit von diesem Wesley! Sünder – das waren die andern, die Gauner und Betrüger, die Diebe und Trinker. Sie selber aber waren doch die feinen Leute, an denen Gott seine Freude haben mußte.

»Ihr seid Sünder«, klang es von der Kanzel herab. »Es gibt für euch nur eine Möglichkeit, Frieden mit Gott zu bekommen: Bekennt ihm eure Sünden und laßt sie euch durch den Herrn Christus vergeben.«

Eine Gräfin erhob sich, so daß die Seide ihres kostbaren Kleides laut raschelte. Zwei, drei andere standen auf. Die Köpfe stolz in den Nacken geworfen, rauschten sie hinaus. Andere schlossen sich ihnen an. Vor der Kirchentür standen sie und sprachen erregt aufeinander ein. »Ein ungehobelter Bursche, dieser Wesley!« zischte die Gräfin. »Er hat auch nicht ein bißchen Anstand.«

Drinnen ging es, als Wesley seine Predigt geschlossen hatte, nicht weniger aufgeregt zu. Ein würdiger Kirchenvorsteher erhob sich und rief: »Wollt ihr diesen Wesley noch einmal predigen hören?« – »Nein!« »Schluß damit!«, so tönte es von allen Seiten. Der Kirchenvorsteher wandte sich John Wesley zu. »Sie haben die Meinung der Gemeinde vernommen. Wir verzichten auf Ihren weiteren Dienst. Wir werden einen andern Pfarrer bitten, heute den Abendgottesdienst zu halten.«

Es war nicht das letzte Mal, daß es John Wesley so erging. Bald gab es keine Kirche mehr in London, deren Kanzel er hätte betreten dürfen. Und seinem Bruder Charles ging es nicht besser. »Bleibt uns mit den Wesleys vom Halse!« Überall wurden sie abgewiesen. Die Pfarrer zuckten die Schultern. »Wir können Sie leider nicht predigen lassen. Die Gemeinde kann Ihre harte Predigt nicht ertragen.« Unter sich aber sagten die Pfarrer: »Es sind ein paar junge Heißsporne, die sich erst die Hörner ablaufen müssen. Lassen wir sie ein wenig zappeln, dann werden sie in ihrer Predigt schon friedlicher werden.«

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte John. Charles gab die Antwort, und seine Stimme klang hart: »Wenn die Leute in der

Kirche nicht Gottes Wort hören wollen, dann müssen wir es denen draußen sagen. Unser Freund George Whitefield tut das schon, er predigt unter freiem Himmel.«

»Unter freiem Himmel?« John war nicht nur erstaunt, er war richtig erschrocken. »Aber das gehört sich doch nicht! Als ordinierter Pfarrer unserer Anglikanischen Kirche habe ich doch in einer Kirche zu predigen.«

»Du hast zu predigen«, erwiderte Charles, »dazu hast du studiert, dein Examen gemacht und die Ordination als Pfarrer erhalten. Du sollst predigen, und du mußt predigen. Und wenn sie dich in der Kirche nicht predigen lassen, dann mußt du eben draußen predigen. Hast du schon gehört, daß zu Whitefields Predigten Tausende herbeiströmen? Arbeiter aus den Bergwerken und schlichte Landleute!« Er rüttelte John an der Schulter. »Wenn du draußen predigst, dann hören dich auch die, die nie in die Kirche kommen, weil dort die feinen Leute über sie die Nase rümpfen würden.«

John schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht und das werde ich nicht tun. Ich bin Pfarrer und gehöre auf eine richtige Kanzel.«

Doch dann kam einige Tage später ein Brief aus Bristol. Er war von George Whitefield.

»Hat er Ärger?« fragte der Buchhändler Hutton, der gerade bei den beiden Brüdern Wesley weilte. John hatte den Brief geöffnet. »Nein«, sagte er, »er schreibt, er wolle erneut nach Amerika reisen, um dort zu predigen. Ich aber soll sein Werk in Bristol übernehmen und dort an seiner Stelle zu den Gruben- und Ziegeleiarbeitern predigen.«

John fühlte, daß Whitefields Bitte ein Ruf Gottes war.



## 8 Unter Gottes freiem Himmel

War es wirklich ein Ruf Gottes? John erinnerte sich, daß die Herrnhuter das Los warfen, wenn sie nicht recht wußten, wie sie sich entscheiden sollten. Er selber hatte das als seltsam, wenn nicht gar als heidnisch empfunden. Doch die Herrnhuter hatten gesagt: »Es kann Gott gefallen, uns auch auf solche Weise seinen Willen zu zeigen. Wurde nicht einst Saul durch das Los zum König bestimmt? Wählten nicht die Christen in Jerusalem durch das Los einen zwölften Apostel anstelle des Verräters Judas?«

John tat in seiner Ratlosigkeit das, was er bei den Herrnhutern gesehen hatte. Er nahm zwei Zettel, schrieb auf den einen »Bleib!« und auf den anderen »Geh!«, warf sie in einen Topf und griff, ohne hinzusehen, einen heraus. Als er ihn entfaltete, las er: »Geh!«

Es war ein weiter Ritt nach Bristol. Immer westwärts war John durch die parkähnliche Landschaft über anmutige Hügel und durch fruchtbares Wiesengelände geritten. Endlich sah er den Fluß Avon vor sich und wußte, daß er nun seinem Ziel nicht mehr fern war. Die Hufe des müden Gaules klapperten über das grobe Kopfsteinpflaster der winkligen Gassen.

»Ein Pfarrer hoch zu Roß!« Der sommersprossige Junge, der sich gelangweilt gegen den Schandpfahl lehnte, an dem man die Verurteilten an den Pranger zu stellen pflegte, zeigte mit seinem nicht gerade sauberen Daumen auf den Reiter, der langsam die Straße heraufkam. Das schmuttliche Mädchen, das zu seinen Füßen hockte, zog verächtlich in der Nase hoch. »Ph! Als ob das was Besonderes wär'! Die Pfarrer können doch alle reiten. Sind ja feine Herrschaften, reiten mit den Grafen und Gutsbesitzern auf die Fuchsjagd. Bloß um uns kümmern sie sich nicht.«

»Hast recht«, knurrte der Sommersprossige. »Whitefield, dem ich neulich zuhörte, is' 'ne Ausnahme. Der hat'n Herz für kleine Leute. Aber die andern?« Und er schnippte verächtlich mit den Fingern. Die Kinder sahen mit halbzugekniffenen Augen auf den Reiter, der sich durch seinen schwarzen Anzug und den Dreispitz, den er auf dem Kopf trug, als Pfarrer verriet. Erst als er vor dem kleinen Gemüseladen sein Pferd zum Halten brachte, wurden die Augen der Kinder groß. »Der wird doch wohl hier nicht absteigen?« Doch der Junge irrte sich, der Reiter sprang tatsächlich aus dem Sattel, band die Zügel seines Pferdes an einen Zaunpfahl und trat in den engen Laden.

Der Junge stieß einen leisen Pfiff aus. »Du, das is' wohl am Ende der Nachfolger vom Whitefield? Du weißt doch, Whitefield will nach Amerika. Vorigen Sonntag sprach er davon und sagte, daß er 'nen andern, der auch 'n Methodist sei, herbestellt habe.« Er sah, daß das Mädchen ihn verständnislos anblickte, und erklärte großartig: »Na ja, so nennen se doch diese Sorte von Heil'gen, die nich in 'ner Kirche, sondern auf freiem Feld pred'gen.«

Noch in derselben Nacht hatte John Wesley mit George Whitefield ein langes Gespräch. Dann beteten die beiden Freunde gemeinsam.

Es hatte in der Nacht tüchtig geregnet, doch gegen Morgen klarte es auf. Und als John seinem Freund Whitefield auf das große Parkgelände folgte, auf dem sich die Jugend zu tummeln pflegte, trieb ein frischer Nordwind die letzten Wolken auseinander.

»Richtiges Aprilwetter«, sagte John, und George Whitefield setzte hinzu: »Wie im Leben, Bruder John! Auf Sturm folgt Sonnenschein. Vergiß das nie: Auch wenn der Himmel voller Wolken hängt, über den Wolken leuchtet die Sonne Gottes.«

Die Sonne Gottes lachte – auf die weite Rasenfläche und auf die Menschenscharen, die sich hier schon versammelt hatten. Sie strahlte auch in den Herzen, die sich der Predigt Whitefields

weit öffneten. John Wesley stand und staunte. Was ging hier vor? Kopf an Kopf stand die Menge. Arme Leute waren es, Menschen in schäbiger und abgetragener Kleidung, Männer mit verarbeiteten Händen und Frauen mit verhärmtten Gesichtern, Kinder, die durch Hunger und Entbehrung früh gealtert schienen. Nie hatte John solche Leute in einer der vielen Kirchen gesehen. Die Tausende standen lautlos und lauschten auf George Whitefields Worte.

»Laßt uns beten!« Tausende zogen die schmierigen Mützen vom Kopf. Der Aprilwind strich ihnen durch die Haare, und John mußte plötzlich an den Pfingstbericht der Apostelgeschichte denken: Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes . . . , und der Heilige Geist setzte sich auf jeglichen unter ihnen. –

»Weiter!« sagte Whitefield, als die Menge sich verlief. Wie im Traum folgte John dem Freund nach Hanham Mount. Früher war das ein herrlicher Park gewesen, jetzt war es ein wüstes Gelände, auf dem sich Schutthalden und Schlackenberge türmten. Durch die trostlosen Schluchten dieses künstlichen Schuttgebirges schlängelten sich unbefestigte Wege. Rechts und links standen Häuserreihen, besser gesagt Buden. Man konnte diese Elendsquartiere, die aus losen Ziegeln, Kistenbrettern und rostigen Blechen zusammengezimmert waren, wirklich nur Buden nennen. Aus den niedrigen Türen quoll der Schmutz, und aus den blinden Fenstern blickte mit hohlen Augen die Not. Halbnackte und halbverhungerte Kinder steckten die Köpfe aus den Löchern, die als Fenster dienten, und riefen, als sie Whitefield sahen, etwas in die Wohnhöhlen hinein. Und dann kamen sie wie Ratten aus den Löchern: Zerlumpte Männer, hohläugige Frauen und Kinder mit krummen Beinen und viel zu großen Köpfen. Hunderte waren es anfangs, dann Tausende. Sie winkten den beiden Männern im schwarzen Pfarreranzug zu und schlossen sich ihnen an. John wurde das Herz weit, als er sah, wie sich ein Lächeln auf die abgehärmtten Gesichter stahl, sobald sie dem freundlichen Blick Whitefields begegneten.

»Siehe, das sind meine Brüder, das sind meine Schwestern.« Hatte George Whitefield die Worte gesprochen? John warf dem Freund einen raschen Blick zu, aber Whitefield unterhielt sich mit einem kleinen Mädchen, das sich dicht an ihn gedrängt hatte und seine Hand streichelte.

Dann stand Whitefield auf einem Steinhaufen und predigte. Er sprach klar und einfach, aber die Botschaft, die er verkündigte, war die des Herrn Jesus: »Tut Buße und glaubt an das Evangelium!«

Und wieder ging es weiter, nach Rose Green, wo Whitefield zum drittenmal an diesem Sonntag predigte. Und wieder war es wie an den beiden ersten Plätzen: Tausende waren gekommen, das Wort Gottes zu hören. Tausende fühlten, daß hier einer aus ehrlichem Herzen das Evangelium verkündigte. Tausende öffneten ihr Herz der Frohen Botschaft, sahen das Licht in der Finsternis.

John sah, wie die Gesichter betrübt wurden, als George Whitefield am Schluß seiner Predigt sagte: »Nun ruft Gott mich von euch weg. Ich muß jenseits des Meeres Gottes Wort verkündigen. Aber Gott wird schon einen anderen finden, der euch an meiner Stelle tröstet.« Die Gesichter glätteten sich. Gott würde das arme Volk gewiß nicht verlassen.

Sehr nachdenklich ging John an Georges Seite zur Stadt zurück. Er sah nicht die Abendsonne, die sich auf dem Wasser des Avon spiegelte, und achtete nicht auf die Schiffe, die dort vor Anker lagen. In seinem Herzen brannte wieder die alte Frage: Was hat Gott mit mir vor?

Nach dem einfachen Abendessen sagte George Whitefield: »Du wirst heute abend in der Nicholas Street eine Bibelstunde halten. Es ist nur ein kleiner Kreis, der sich dort trifft, aber die Menschen sind hungrig nach Gottes Wort.«

George Whitefield selbst ging in die Baldwin Street, wo sich ebenfalls ein Kreis zu treffen pflegte. Die Leute hatten gehört, daß Whitefield sie verlassen wollte, und waren in hellen Haufen herbeigeströmt. Das Treppenhaus war so gestopft voll, daß es ihm unmöglich war, dort hindurchzukommen. Kurz

entschlossen trat er in das Nachbarhaus, stieg dort auf das Dach und kletterte von dort aus durch ein Dachfenster in das Haus, in dem sie auf ihn warteten. Am Schluß sagte er ihnen: »Ich muß euch nun verlassen, aber mein alter Freund, Pfarrer John Wesley, ist gestern aus London hierher gekommen. Er wird mein Nachfolger sein und morgen früh in der Ziegelei hinten am Ende von Philips Field zu euch predigen.«

»Ich soll morgen predigen?« John war überrascht und beinahe etwas ärgerlich. Es gefiel ihm nicht, daß George, ohne ihn zuvor befragt zu haben, einfach über ihn verfügt hatte. Doch schließlich sagte er zu. »Aber nur dies eine Mal!«

John ging allein zu der Ziegelei hinaus. George Whitefield hatte schon im Morgengrauen die Stadt verlassen und war mit seinem Pferd unterwegs nach London.

Es verschlug John den Atem, als er sah, wie viele Menschen sich heute eingefunden hatten. Es waren noch mehr als tags zuvor. Kopf an Kopf standen sie auf den Ziegelhaufen und an den Hängen der Abraumhalden. Und alle sahen ihn erwartungsvoll an. Einige Teile der Predigt, die John Wesley dort zwischen den Ziegelhaufen hielt, sind uns erhalten. »Ich komme zu euch im Namen des Herrn Jesus. Auch er predigte den Menschen unter Gottes freiem Himmel. Und gleich anfangs sagte er ihnen, weshalb er zu ihnen gekommen sei: ›Der Geist des Herrn ist auf mir, darum daß er mich gesalbt hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen . . .«

Wie Lerchengesang schwang sich die helle Stimme über die Schutthalden. Manches Auge schimmerte feucht. Gott hat uns lieb? Dann gibt es doch wenigstens einen in der Welt, der ein Herz für uns hat! Mögen die Menschen uns verachten, wenn Gott uns nur liebt!

Sie winkten John zu, als er durch die armseligen Gassen zwischen den elenden Buden dahinging. Ein abgehärmter Ziegeleiarbeiter stieß seine Frau an. »Weißt du, Alice, Whitefield war schon in Ordnung, aber dieser Wesley ist ihm noch

über. Sollte mich nicht wundern, wenn Gott ihn zu Großem erwählt hat.«

Nur ein einziges Mal hatte Wesley unter freiem Himmel predigen wollen, doch jetzt hatte es ihm die Not dieser Menschen und ihre Sehnsucht nach Gottes Liebe angetan. Ehe er sich versah, hatte er in Bristol an all den Plätzen gepredigt, an denen auch Whitefield zu sprechen pflegte. Dann ritt er nach dem vornehmen Bath. Und seltsam, auch dort strömten Tausende herbei, um Gottes Wort zu hören.

Zwei Bergarbeiter kamen zu ihm. »Wir waren letzten Sonntag in der Kirche, Sir. Wir wollen ehrlich sein: Es war das erste Mal seit etwa zwanzig Jahren. Aber wir gehören doch jetzt dazu, weil Gottes Liebe unser Herz erleuchtet hat. Und da . . .« Der Mann stockte, stieß seinen Kameraden an: »Rede du weiter, Charly!« Der andere räusperte sich umständlich, stieß dann hervor: »Als wir uns setzten, rückten die andern Leute von uns weg. Wir waren ihnen wohl nicht fein genug angezogen. Dann wollten wir zum Tisch des Herrn gehen, das Abendmahl nehmen. Da drängte uns der Küster weg. ›Fort mit euch! Was wollt Ihr hier? Hier habt Ihr nichts zu suchen!‹ Er schimpfte nicht gerade laut, aber doch so, daß die in der Nähe Stehenden es verstehen konnten. Und an ihren Gesichtern sahen wir, daß sie alle so dachten, wie er es sagte.«

John Wesley suchte den Gemeindepfarrer auf, aber der Mann ließ ihn kaum zu Wort kommen. »Nicht genug, daß Ihr Euch mit diesem Gesindel abgebt, jetzt schickt Ihr mir auch noch diesen Pöbel in die Kirche! Ihr hättet nur sehen sollen, wie ungeschickt diese Kerle sich benahmen. Die wußten ja nicht einmal, wann sie aufzustehen und wann sie sich zu setzen hatten. Die Gesangbücher hielten sie gar verkehrt herum!«

Wesley wußte, daß diese Bergarbeiter nicht lesen konnten. Aber war das ihre Schuld? Und waren sie deshalb unfähig, Gottes Kinder zu werden? Er wollte etwas sagen, aber der andere drängte ihn schon zur Tür. »Macht nur so weiter, Wesley, und Ihr werdet nie eine Pfarrstelle in der Anglikanischen Kirche bekommen!« Die Tür schlug hinter ihm zu.

## 9 Da singt ein Vogel frei

»Wesley ist ein unüberlegter Heißsporn.« John bekam diese Ansicht nicht nur in London und Bristol zu hören. Er war nach seinem Heimatort Epworth geritten, um wieder einmal die Mutter zu besuchen. Der Sonntag kam heran, und John ging am Tage vorher in das Pfarrhaus, in dem jetzt Pfarrer Romley wohnte, der dem vor einigen Jahren verstorbenen Pfarrer Wesley im Amt gefolgt war.

»Ihr wollt morgen hier den Gottesdienst übernehmen?« Pfarrer Romley sah den Sohn seines Vorgängers etwas von oben herab an. Er hatte schon genug über diesen »Wiesenprediger« gehört. Jetzt zuckte er die Schultern. »Tut mir leid, aber ich werde lieber selber predigen. Ach so, einen Gefallen wollt Ihr mir tun, indem Ihr mir den Gottesdienst abnehmt? Na, ich weiß nicht, ob ich das einen Gefallen nennen darf, wenn mir jemand meine Gemeinde verstört.« Und am Sonntag zog Ehrwürden Romley von der Kanzel aus über diese »hergelaufenen Methodisten« her. Das war den Leuten von Epworth denn doch zu viel. Nach dem Gottesdienst hielt ein biederer Mann namens Taylor die Kirchgänger fest: »Das ist doch die Höhe! Nicht nur, daß dieser Herr Romley dem hier geborenen und bei uns aufgewachsenen Sohn unseres früheren Pfarrers die Kanzel verweigert, nein, auch noch herunterputzen muß er ihn!«

Alle waren sich einig, daß das nicht nur unfein, sondern auch unchristlich war. »Gut«, sagte Herr Taylor, »wenn John Wesley nicht in der Kirche predigen darf, dann soll er wenigstens hier auf dem Platz vor der Kirche sprechen.« Er winkte mit den Armen und rief: »Also heute abend um sechs Uhr hier auf dem Kirchhof!«

John Wesley war es gar nicht recht, daß Herr Taylor so über seinen Kopf hinweg gehandelt hatte. Aber nun, da die Leute

hinbestellt waren, mußte er sich schon dort sehen lassen. Alles, was in Epworth Beine hatte, war gekommen. »Wir können dich nicht sehen«, rief einer aus dem Hintergrund. Es waren so viele Menschen da, daß John unbedingt einen erhöhten Platz finden mußte, damit ihn alle zu sehen bekamen. Suchend sah er sich um. Dort war das Grab seines Vaters, bedeckt mit einer riesigen Steinplatte. Und schon stand John auf dem flachen Stein, unter dem die sterblichen Reste seines Vaters ruhten. Von hier aus predigte er zu den Leuten. Die Menschen fühlten, daß diesen Platz ihm niemand streitig machen konnte. Die Kanzel mochte man ihm verbieten, das Grab seines Vaters gehörte ihm.

So schön es sein mochte, bei strahlendem Sonnenschein unter Gottes freiem Himmel zu predigen, so unangenehm wurde es, wenn Regen herniederprasselte oder kalte Winterstürme über die kahlen Baumwipfel fegten. Die Kirchen, in denen Wesley als rechtmäßiger Pfarrer der Anglikanischen Kirche hätte predigen sollen, blieben ihm durch den Unverstand der Gemeinden verschlossen. Wo sollte er im Winter oder bei Regenwetter seine Gottesdienste halten? Wo konnte er den Gläubigen das Abendmahl austeilen?

Da war noch etwas zu bedenken: Die Menschen, die durch ihn neu zum Glauben gefunden hatten, mußten zu Gemeinden zusammengefaßt werden. Ein Christ für sich allein kann nicht bestehen. Er ist wie ein Stück Kohle, das aus dem Ofen gefallen ist. Es erkaltet und verglüht. Nur im Feuer der andern kann ein Christ hell brennen und Wärme schenken.

»Ich muß die Bekehrten in Gruppen sammeln«, sagte John eines Abends, als er mit einigen Männern bei der Bibelarbeit saß. Die Bergleute und Ziegeleiarbeiter hoben erwartungsvoll die Gesichter. »Ich habe in Deutschland bei den Herrnhutern gesehen, wie gut das tut. Aus der Bibelarbeit und der Gebetsgemeinschaft wächst die Kraft zur guten Tat.«

Der Mann, der das Zimmer, in dem sie saßen, zur Verfügung gestellt hatte, sagte: »Schon für uns paar Leute reicht meine

Stube kaum aus, Bruder Wesley. Wo sollen wir alle Leute, die zum Glauben finden, versammeln?»

»Wir müssen ein Gemeindehaus bauen«, erwiderte John Wesley. Die anderen sahen ihn erstaunt an. Endlich fragte einer: »Und wo soll das Geld dazu herkommen?« Wesley blickte ihnen frei ins Gesicht. »Gott wird uns einen Weg zeigen. Wir müssen die Leute sammeln, damit sie in ihrem neuen Leben einen festen Halt haben. Wir brauchen Helfer, weil ich allein es nicht schaffen kann. Wir müssen Geld sammeln, viel Geld. Denn wir wollen ja den armen Kindern helfen, wollen Schulen und Waisenhäuser bauen. – Gott wird weiterhelfen!«

»Was an uns liegt«, sagte ein alter Graukopf, »das werden wir tun. Wir wollen mithelfen, und wir werden mitbeten.« Er beugte sich vor.

»Und nun, Bruder Wesley, rücke mit der Sprache heraus! Ich sehe es deinem Gesicht an, daß du bereits einen festen Plan hast.«

»Den Platz wüßte ich«, nickte Wesley. »Zwischen der Breitwiese und dem Platz, auf dem der jährliche Pferdemarkt stattfindet, liegt ein Gelände, auf dem man gerade so ein Gebäude, wie wir es brauchen, hinstellen könnte.« Er lachte dem Graukopf zu. »Ich habe tatsächlich schon mit dem Eigentümer verhandelt. Er ist bereit, uns den Bauplatz preiswert zu verkaufen.«

»Schön und gut.« Der Graukopf kratzte sich hinter dem Ohr. »Aber was werden die Pfarrer dazu sagen, und erst der Bischof von Bristol?« Wesleys Lippen wurden schmal. »Ich hatte kürzlich Gelegenheit, den Bischof zu sprechen. Genauer gesagt: Er hatte mich zu sich bestellt. Ich solle mein Predigen hier in Bristol unterlassen!« – »Und deine Antwort, Bruder Wesley?«

»Ich gab ihm die Antwort, die ich geben mußte: ›Wenn mir die Kirche keine Gemeinde gibt, dann muß die Welt der Armen meine Gemeinde sein. Predigen muß ich, weil ich dazu berufen und rechtmäßig als Pfarrer ordiniert bin. Und ich werde predigen, wann und wo es mich zum Predigen treibt.«

»Kann er dir nicht das Predigen verbieten, Bruder Wesley?«

»In den Gotteshäusern der Anglikanischen Kirche wohl«, erwiderte John, »aber außerhalb derselben hat er keine gesetzliche Handhabe, mich am öffentlichen Reden zu hindern.«

Im Mai 1739 legte John Wesley den Grundstein für das neue Haus. Er hatte es selber entworfen und alles genau durchdacht. Da gab es eine große Halle, in der die Gottesdienste gehalten werden konnten, aber auch einen Schulraum, in dem die Kinder der Armen, um die sich sonst niemand kümmerte, unterrichtet werden sollten. Auch an eine kleine Sakristei war gedacht, in der sich die Gebetsgemeinschaft sammeln konnte. Aber Wesley sah noch weiter. Er wußte, daß er früher oder später Helfer brauchte, die im Lande herumzogen und nach den neuen Gemeinden sahen. Für sie schuf er Übernachtungsmöglichkeit, indem er einige Schlafkammern bauen ließ. Ein größerer Gemeinschaftsraum, der auch für gemeinsame Mahlzeiten dienen konnte, war ebenfalls vorgesehen. Und schließlich hatte er sogar einen Stall eingeplant, in dem man die Reitpferde unterstellen konnte. So wurde ein Gemeindezentrum geschaffen, das geeignet war, der geistliche Mittelpunkt der jungen Gemeinde zu werden.

Gleich nach der Einweihung des neuen Gemeindehauses schwang sich Wesley auf sein Pferd. Er ritt nach London, um nun auch dort die Sache Gottes voranzutreiben.

## 10 Der Funke springt weiter

Es war noch früh am Morgen. Die Nebel, die sich in der Nachtkühle über der Themse gebildet hatten, hingen noch wie dichte Spinnweben zwischen den Häusern Londons. Aus der Ferne schlug eine Turmuhr siebenmal. Es war Sonntag, und doch lag über den Straßen, die nach den Moorfields führten, nicht jene Feiertagsstille, durch die sich London sonst am frühen Sonntagmorgen auszeichnet. Unbestimmte Geräusche kamen aus dem Nebel. Auch wenn kaum ein lautes Wort zu hören war, so konnte man doch spüren, daß viele Menschen unterwegs waren.

Der verschlafene Pförtner, der nur eben vor die Tür getreten war, um nach dem Wetter auszuschauen, schüttelte verwundert den Kopf. Was war denn nur in Moorfields los? Die Gruppe Kinder da? Nun, das war die Sorte, die gegen Mittag in Moorfields Verstecken zu spielen pflegte. Warum waren die heute so früh schon auf den Beinen? Die Burschen da drüben waren Lehrlinge, die Männer, die raschen Schrittes jetzt die Straße heraufkamen, Kaufleute aus der City. Überall ließen sich eilige Schritte hören, ruhige und feste von Männern, die ein bestimmtes Ziel haben, hastige, schnelle Schritte von Frauen, die eilig nach dem Freigelände von Moorfields strebten, nun wieder das muntere Getrappel von Kindern, die die Zeit nicht abwarten konnten.

Neugier zwickte den Pförtner, er hielt einen der Vorbeieilenden an. »Verzeiht, mein Herr, was ist denn heute in Moorfields los?« Ihm kam ein Gedanke. »Wird ein Verbrecher gehenkt?« Doch er schüttelte sogleich den Kopf. »Aber nein, das ist nicht möglich; an einem Sonntagmorgen!« Der andere lachte. »Nein, es wird niemand gehenkt. Aber habt Ihr nicht gehört? Wesley predigt! Ja, John Wesley, dem sie die Kirchen verboten haben.«

»John Wesley, der Methodist?«

»Derselbe!«

Dem Pförtner verschlug es die Sprache. »Und nun predigt er in – in Moorfields?« stieß er endlich hervor. »So etwas hab' ich mein Lebtag' nicht gehört!«

»Für Wesley ist das nichts Neues«, lachte der Fremde. »Monatlang hat er in Bristol unter freiem Himmel gepredigt, in den Ziegeleien und auf den Schuttplätzen.«

In den Pförtner kam Leben. »Ist ja 'ne tolle Sache!« Er winkte dem Fremden, der sich zum Gehen wandte, nach. »Ich komme auch hin, muß mich nur schnell sonntagsfein machen.« Er eilte ins Haus zurück, doch noch im Flur murmelte er vor sich hin: »Wesley predigt in Moorfields, das muß'n sehenswertes Ereignis sein.« – »Brennt's?« fragte seine Frau, als er in die Küche gestürzt kam.

»In Moorfields!« schrie er und griff nach seiner Jacke.

»In Moorfields?« fragte die Frau mit offenem Mund. »Was soll denn da brennen? Seit die alte Gießerei in die Luft flog –«

Der Mann war eben dabei, sich das Halstuch umzuwürgen. »Unsinn!« prustete er. »Ich wollte nur sagen, daß ich nach Moorfields will, weil da der Wesley predigt.«

Die Frau sah ihm kopfschüttelnd nach, als er hinausstürmte. Was war nur in den Mann gefahren? Irgendein Wesley predigte in Moorfields, da gab es doch gar keine Kirche? Seit ihrer Hochzeit hatte er Kirchen doch nur von außen gesehen. Und ihre Hochzeit, die war vor fünfunddreißig Jahren gewesen.

Der Pförtner sah mit dem ersten Blick, daß Wesley bereits begonnen hatte. Über die Köpfe der Tausende weg konnte man die schlanke Gestalt erkennen, die auf einem roh zusammengebauten Holzgerüst stand. Aber trotz der Entfernung war die klare Stimme des Predigers gut zu verstehen.

John predigte wie in Bristol, einfach und schlicht. Er suchte nicht nach großen Worten, aber was er sprach, kam aus einem Herzen, das von Gottes Liebe ergriffen war. Die Kaufleute und Beamten, die Lehrlinge wie die Kinder, auch unser biederer Pförtner lauschten atemlos. Es war so still, daß man, als Wesley

aufhörte, eine Drossel deutlich singen hörte, die weit drüben in einem Baumwipfel saß. »Ich muß ihn sprechen!« Der Pförtner hatte es unwillkürlich laut vor sich hingesagt. Er drängte sich durch die Menge. Aber da waren schon viele andere, die den Prediger in dichtem Kreis umstanden. Sie alle wollten mit Wesley persönlich und in aller Stille einmal sprechen, ihm ihr Herz ausschütten und sich Trost aus Gottes Wort geben lassen. In Moorfields hatte Wesley gutgestellte Kaufleute aus der City, Beamte und Lehrlinge vor sich gehabt.

Als er dann in Kennington predigte, blickte er in die verkommenen Gesichter von Vagabunden, Trunkenbolden, Taschendieben und verwehrlosten Frauen. Im Hintergrund hockten Scharen von Kindern mit schmutzigen Laufnasen. Hier ging das Verbrechen um, und es verging wohl keine Woche, in der nicht ein halbes Dutzend Verbrecher öffentlich gehenkt wurde.

Die meisten waren gekommen, weil sie sich einen großen Jux versprochen. »Is' doch mal was andres als immer nur so'n Hahnenkampf«, grinste ein Bursche, dessen Gesicht über und über mit Pockennarben besät war. Sein Nachbar klopfte sich grinsend auf die Tasche seiner zerlöchernten Jacke. Es klapperte in der Tasche, er hatte Steine aufgelesen, um sie, wenn es so weit war, nach dem Prediger werfen zu können. Andere hatten sich vorsorglich mit faulen Eiern und überreifem Obst versorgt. O ja, sie wollten schon ihren Spaß mit diesem seltsamen Heiligen haben!

»Los!« gröhnte ein Kerl, dessen aufgedunsenem Gesicht man schon von weitem den Trinker ansah. »Dieser Kerl is' ja man bloß'ne halbe Portion, laßt ihn da auf die alte Schubkarre steigen, damit man ihn wenigstens sehen kann.«

»Bravo«, schrien andere, »hinauf mit ihm! Wir wollen ihn sehen können.« Der mit den Pockennarben grinste. »Damit wir ihn besser treffen können!«

Sie schoben Wesley nach vorn und hoben ihn auf die wacklige Schubkarre. Es war ein toller Lärm, lange mußte John mit dem Arm winken, bis es endlich ruhig wurde.

»Fang an«, brüllte der Trinker, »damit wir endlich auf unsere Kosten kommen.« Sie alle erwarteten, daß auch dieser Prediger, wie schon viele andere vor ihm, jetzt über ihr schandbares Leben herziehen würde. Hei, das würde einen Spaß geben! Sie würden Beifall brüllen und zum Schluß, wenn es ihnen genug schien, mit Dreck und faulen Eiern schmeißen. Doch dann lauschten sie verwundert der klaren Stimme, die sich über die Tausende schwang. »Ich heiße John Wesley. Was ich euch zu sagen habe, ist wichtig. Es ist nämlich Gottes eigenes Wort. ›Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden.« Euch redet Gott mit diesem Worte des Propheten Jesaja an.«



*Sie drängten sich um ihn: »He, wann kommst du wieder?«*

Irgendwo lachte eine Frau schrill auf. Doch unwillig wandten sich ihr die andern zu, und einige zischten gar. Da wurde es wieder still.

Wesley sprach davon, daß Gott sich immer gerade der Armen von Herzen angenommen habe. Gottes Sohn sei nicht gekommen, die Selbstgerechten zu suchen, sondern die Verlorenen. »Gott hat euch lieb. Er will nur, daß auch ihr ihn liebt und von den Sünden laßt.«

Jetzt hörten sie alle zu. Der mit dem aufgedunsenen Trinker-  
gesicht starrte mit offenem Mund zu dem schlanken Mann  
hinauf, der da auf der Schubkarre stand. Der Pockennarbige  
tat, als liefe ihm die Nase, und fuhr sich mit dem blankgewetz-  
ten Ärmel ins Gesicht. Scheu sah er sich um, ob auch niemand  
bemerkt habe, daß er sich die Augen wischte. Und da sah er,  
wie sein ruppiger Nachbar eben seine Taschen umkehrte. Die  
Steine, die den Prediger hatten treffen sollen, fielen auf die  
Erde.

Wesley war kein Freund langer Predigten. Er wußte, daß  
diese Leute nicht lange zuhören konnten. Es kam ja auch nicht  
auf die vielen Worte an. Ehe sie sich versahen, zog er seinen  
Dreispitz und betete, schlicht, einfach und klar.

Sie drängten sich um ihn. »He, wann kommst du wieder?«  
John mußte sich mit Gewalt losreißen. »Sobald ich kann. Aber  
zunächst muß ich erst einmal nach Bristol reiten. Ich habe es  
denen dort versprochen, am nächsten Sonntag bei ihnen zu  
predigen.«

»Nach Bristol? Das ist ein weiter Weg.«

»Ich reite«, rief Wesley und winkte ihnen zum Abschied  
noch einmal zu.



## 11 Der Funke zündet

Das Gewitter war abgezogen. Über den Hügeln am Flusse Avon stand ein Regenbogen. Durch die Pfützen, die das Gewitter auf der ausgefahrenen Landstraße hinterlassen hatte, trabte ein starkknochiger Gaul. Zierlich wirkte der Mann, der im Sattel saß. Er hatte die Zügel auf den Hals des Pferdes fallen lassen, hielt ein Buch in der Hand und las.

Der Wirt, der vor der Tür der Schenke stand, sah dem Reiter kopfschüttelnd nach. Er bemerkte erst jetzt seine Frau, die sich aus dem Fenster lehnte. »Ein seltsamer Heiliger, was?« rief er ihr zu. »Anscheinend ein Geistlicher, jedenfalls war er ganz so gekleidet.«

Die Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn sie sich an irgend etwas erinnern wolle. »Sollte das etwa Wesley gewesen sein?« fragte sie.

»Der Methodist?« rief ihr Mann und beugte sich vor, um den Reiter nochmals ins Auge zu fassen. Doch der Fremdling war schon um die Ecke der Weißdornhecke verschwunden, die den Weg säumte.

»Nun ja«, sagte die Frau, »die Fahrgäste der Postkutsche sprachen doch neulich davon, daß dieser verrückte Kerl jetzt immer abwechselnd in Bristol und in London predigt.« Sie schlug das Fenster zu und ließ ihren Mann mit seinen Gedanken allein.

Von London nach Bristol, von Bristol nach London. Das war jetzt der ständige Weg John Wesleys. Er hielt im »New Room«, wie sie das neue Gemeindehaus nannten, seine Predigten, sprach in den Ziegeleien und auf den Schuttplätzen. Dann, kaum ausgeschlafen, saß er schon wieder auf dem Gaul, um nach London zu reiten und auch dort in wenigen Tagen ein dutzendmal zu predigen. Und wieder stieg er in den Sattel, ein Reiter für Gott. Da blieb keine Zeit, die Predigten am Schreib-

tisch auszuarbeiten. Unterwegs, hoch im Sattel, las Wesley die Bibel. Und während der Gaul, der den Weg nun schon im Schlaf wußte, die Landstraße dahintrabte, bereitete John seine Predigten vor.

Moorfields war dazumal ein unbebautes Gelände im Herzen Londons. Kinder spielten dort »Räuber und Prinzessin«, und die Erwachsenen schöpften auf den Wiesen nach der Arbeit frische Luft. Wenn es still war, hörte man zuweilen Hundegekläff. Es kam aus den Zwingern, in denen der Bürgermeister seine große Meute hielt. Es war für die Ratsherren stets ein großer Festtag, wenn der Bürgermeister sie zur Fuchsjagd einlud.

Unweit des Hundezwingers ragten die zackigen Ruinen eines ausgebrannten Gebäudes über die Baumwipfel.

In diesem Jahr fiel der Winter mit scharfem Frost früh über das Land. Schon als John von Bristol herüberraute, piff ein hohler Nordwind über die Hecken. Die Pfützen auf der Landstraße waren gefroren, und mehr als einmal drohte der Gaul auszugleiten und mit seinem Reiter zu stürzen. John wußte, als er nach Moorfields hinausging, daß heute keine große Menschenmenge ihn erwarten würde. Bei dieser Hundekälte hockten die Leute an den Kaminen. Wer wollte es ihnen verdenken? Und doch waren ein paar Dutzend ganz Unentwegte gekommen. Sie standen dicht beisammen, hatten die Kragen hochgeschlagen und schlugen sich die Arme warm.

Wesley mußte sich diesmal mit seiner Predigt noch kürzer fassen. Er sah, wie die Leute von einem Fuß auf den andern traten und in die klammen Hände hauchten. Als er geendet, liefen sie alle rasch davon.

Mit einem Mann, der sich zu ihm gesellt hatte, ging John die Straße entlang, die an den Brandruinen und dem Hundezwinger des Bürgermeisters vorbeiführte. Vor den rauchgeschwärzten Mauern, durch deren leere Fenster die Kälte kroch, blieb Wesley stehen.

»Das ist die frühere Königliche Gießerei«, erklärte der

Fremde. »Sie flog vor etwa zwanzig Jahren in die Luft. Wartet mal, ja, das war, wenn ich mich recht entsinne, im Jahre 1716. Ja, es muß damals gewesen sein. Man wollte die Kanonen und Gewehre, die wir im Feldzug gegen Frankreich erbeutet hatten, einschmelzen. In einigen Rohren mag wohl noch Pulver gewesen sein. Kurz und gut, es gab einen fürchterlichen Knall, und die ganze Schmelzerei flog in die Luft.« Er zeigte nach oben. »Das Dach wurde einfach hochgeblasen, kein Sparren blieb liegen. Ich weiß nicht mehr, wieviel Tote es gab, aber soweit ich mich erinnern kann, wurden viele Arbeiter bei diesem Unglück getötet.«

John sah den Fremden von der Seite an. »Ihr verfolgt doch, wenn ich richtig vermute, einen bestimmten Zweck? Wozu habt Ihr mich hierher geführt, und warum erzählt Ihr mir all das?« Der Fremde lächelte. »Ich bin nicht Mitglied Ihrer Methodistengemeinde«, sagte er. »Ich freue mich aber, daß Ihr Euch der Menschen annehmt, die sonst Gottes Wort nicht hören würden. Und heute, als wir dort im Freigelände von Moorfields so froren, kam mir ein Gedanke. Wie wäre es, wenn Ihr diese Ruinen kauft und zu einem Gemeindehaus ausbaut?«

»Ähnlich wie das Gemeindehaus in Bristol?«

»So etwa«, nickte der Fremde. »Das ausgebrannte Bauwerk steht seit Jahren ungenutzt. Man wird froh sein, überhaupt einen Käufer zu finden, und es ihm spottbillig überlassen.«

Wesley hatte gerade zu dieser Zeit alle Hände voll zu tun. Er verfügte zudem auch nicht annähernd über die Geldsumme, die nötig sein würde, das völlig ausgebrannte Haus wieder instandzusetzen. Aber: »Gott wird weiterhelfen.« Und Wesley folgte dem Rat des unbekanntenen Freundes, kaufte die Ruinen und ging ans Werk. Seltsam, auch das Geld fand sich, Pfennig zu Pfennig, doch immer, wenn es nötig wurde, war es da. Freiwillige Sammler gingen in die Häuser der Methodisten, und selbst die Ärmsten gaben, was sie nur konnten. Gott hatte sie im Glauben reichgemacht. Wie hätten sie da geizen können? Wesley baute die alte Gießerei nach den Erfahrungen aus, die er in Bristol gemacht hatte. Mittelpunkt wurde der

Predigtsaal, der fünfzehnhundert Menschen zu fassen vermochte. Daran schloß sich eine Flucht kleinerer Zimmer, die ihm und den anderen Predigern Obdach gewähren sollten. Wie in Bristol gab es auch hier einen Pferdestall und mehrere Zimmer, in denen sich die Gebetsgemeinschaften versammeln konnten. Aber Wesley ging in London noch einen Schritt weiter. Er richtete nicht nur eine Bibliothek und Armenapotheke ein, sondern sorgte auch für Schulräume, Armenhaus und sogar ein Heim für Waisenkinder. Weil alle, ob arm oder reich, ob alt oder jung, Gottes Kinder waren, wurde es zur festen Regel, daß alle am gleichen Tische aßen. Da gab es keinen Unterschied, alle bekamen das gleiche Essen vorgesetzt, und Wesley machte dabei auch für sich selbst nie eine Ausnahme.

Am 11. November 1739 konnte er das neue Heim einweihen und dort die erste Predigt halten. Von diesem Tage an war die alte Gießerei der Mittelpunkt der Methodisten in London.

Doch London war groß und die Entfernungen daher zu weit, als daß die Gläubigen aus allen Stadtvierteln in die Gießerei hätten kommen können. Es mußten noch mehr Predigtstätten und Gemeindehäuser geschaffen werden. Wesley fand sie. Er kaufte Kirchen auf, die den Hugenotten gehört hatten, die ihres Glaubens wegen aus Frankreich hatten fliehen müssen. Die Hugenottengemeinden hatten sich zerstreut und konnten ihre Kirchen in Seven Dials, in Spital Fields und Southwark nicht mehr halten. Rasch entschlossen übernahm Wesley sie und baute sie für seine Zwecke aus.

Eine besondere Freude war es für John, daß seine Mutter Susannah, die in Gainsborough gewohnt hatte, nun nach London zog und in der zum Gemeindezentrum umgebauten alten Gießerei Wohnung nahm. Nun konnte John wieder, wie einst als Kind, mit der Mutter alle seine Fragen besprechen. Und wenn er selber nicht in London weilte, dann war es Mutter Susannah, die sich um alles kümmerte, was die Londoner Gemeinde betraf.

## 12 Arbeiter her für die Ernte!

Noch immer ritt John zwischen London und Bristol hin und her. Auf dem Wege lag Bath, wo er den Ritt unterbrach, um dort zu predigen. Dann stieg er wieder in den Sattel. Das Pferd war sich selbst überlassen, die Zügel hingen ihm lose über den Hals. Wesley hatte nach seiner Gewohnheit die Bibel in der Hand, doch seine Gedanken waren heute nicht bei der Sache. Er machte sich Sorgen.

Wie sollte es weitergehen? Charles und er selber konnten die Arbeit, die täglich anwuchs, einfach nicht mehr bewältigen. Helfer mußten her! Eine Reihe bibelfester Männer hatte sich schon gefunden und die Leitung der kleinen Gruppen, der Gebetsgemeinschaften, übernommen. Und sie machten es wirklich gut. Wer aber sollte den Predigtendienst übernehmen? Predigen, das war eine Sache der ordinierten Pfarrer. Charles und John waren selber Geistliche. Ihnen konnte niemand einen Stein in den Weg legen, sie hatten durch ihre Ordination das Recht zur öffentlichen Predigt. Aber sie waren nur zwei Männer, und die Zahl der Predigtplätze war groß. Auch lagen die Orte, an denen man sie hören wollte, weit auseinander.

Der Reiter seufzte. Wenn er doch noch mehr Pfarrer für sein Werk erwärmen könnte! Aber die meisten waren ihm feindlich gesonnen, hatten ihm gar die Kanzeln verboten und schalten ihn einen wilden »Schwärmer«, der nur Unruhe in die Gemeinden brächte. Vielleicht würde sich früher oder später der eine oder der andere der guten Sache verschreiben, viele würden es bestimmt nicht sein. Und dabei nahmen die Gemeinden überall jetzt festere Form an. Anfangs hatten die Gottesdienste, wenn man sie überhaupt so nennen wollte, nur aus der Predigt bestanden. Jetzt aber sangen die Gemeinden auch.

Was half es, daß fröhliche Lieder zum Lobe Gottes erklangen? Wenn es an Predigern mangelte, dann würden die

Gemeinden im Glauben wieder erkalten, dann würde der Tag kommen, an dem auch die frommen Lieder verstummen.

John sah den Mann, der ihm berichtet hatte, groß an. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und sprang erregt auf. »Maxfield hat wirklich gepredigt?«

Der andere schien verwundert und sagte erstaunt: »Allerdings, und die Predigt war ganz ausgezeichnet.«

Wesley ging mit stürmischen Schritten durch das Zimmer. »Ich habe ihm den Auftrag erteilt, die Gebetsgemeinschaften zu leiten und am Sonntag mit der Gemeinde zu singen und zu beten. Zum Predigen hat Maxfield kein Recht, er hat nicht studiert und ist nicht ordiniert.«

Mutter Susannah erkannte, kaum daß John bei ihr eintrat, wie erregt er war. Doch ihre Stimme klang ruhig, als sie sich erkundigte: »Was gibt es denn, mein Junge?«

John trat ans Fenster und blickte hinaus. Er hatte die Hände tief in die Taschen versenkt. »Maxfield hat mich hintergangen«, sagte er bitter. »Ich bat ihn, die kleinen Gruppen hier während meiner Abwesenheit zu betreuen. Ich sagte ihm, er möge mit der Gemeinde auch singen und beten, und nun hält er regelrechte Predigten!« Er wandte sich mit einem Ruck herum. »Ich werde ihn aus der Gemeinde ausstoßen müssen.«

Ein Lächeln lag auf Mutters Susannahs Gesicht. »Komm, mein Junge, und setz dich zu mir!«

John sah sie fast verlegen an, doch dann folgte er ihrer Bitte. Jetzt war es wieder wie einst, wenn die Mutter mit dem Jungen ihre *halbe Stunde* hielt.

Lange blieb es zwischen ihnen still. Endlich sagte Frau Wesley: »Mußte es nicht so kommen?« Sie spürte, daß er aufbegehren wollte und fuhr schnell fort: »Du hast Gemeinden gegründet und Kirchen gebaut. Nachdem du diesen ersten Schritt einmal getan hast, wirst du den zweiten auch tun müssen. Wer angefangen hat, Kirchen zu bauen, ist gezwungen, dann auch die Gemeinden zu einer besonderen Kirche zusammenzufassen.«

»Ich will aber keine Laienprediger«, rief John. »Charles und ich haben studiert. Wir wissen, wie die Bibel auszulegen ist, weil wir sie in ihrem Urtext, das Alte Testament im Hebräischen, das Neue im Griechischen lesen können. Wir kennen die Kirchengeschichte und all die Gefahren, die drohen, wenn Leute aufstehen, die Gottes Wort nach eigenem Gutdünken auslegen. Und nun fängt dieser Maxfield zu predigen an, der nichts von all dem weiß. Wie leicht kann er, da er die Bibel nicht richtig auszulegen versteht, eigene Ansichten in die Heilige Schrift hineinlegen? Dann wird aus seiner Predigt Irrlehre und Schwärmerei, dann werden wir Methodisten zu einer Sekte, die Gottes Wort verdirbt.«

Mutter Susannah hob die Hand, und auf ihrer Stirn stand jetzt die steile Falte, die John noch aus seiner Jugendzeit her gut kannte. »Jetzt bist du still, John, und hörst erst einmal, was ich dir noch zu sagen habe. Ich habe mir Maxfields Predigt angehört – sie war biblisch klar und völlig einwandfrei. Nichts von Schwärmerei oder selbstüberheblicher Sektiererei! Was er sagte, war ganz im Sinne der Heiligen Schrift und hielt sich streng an unser Glaubensbekenntnis.« Sie lächelte ein wenig. »Schließlich ist Maxfield ja bei dir und Charles in die Lehre gegangen. Ich sage dir, du könntest froh sein, wenn du noch mehr Prediger wie diesen Maxfield hättest.«

John hatte sich erhoben und war wieder zum Fenster getreten. Aber er sah nicht die Mauern der alten Gießerei. Weit, weit sah er das englische Land vor sich, Bristol, Bath, Städte und Dörfer, Fabriken, Bergwerke, Ziegeleien und Schuttplätze. Und überall sah er Menschen, die ihn aus hungrigen Augen anblickten und atemlos seiner Predigt lauschten. Die Ernte war groß, und der Schnitter waren wenige.

Er sah sich selber über Land reiten, eine schlanke Gestalt; der schwarze Anzug war von Staub überpudert, der Dreispitz, der den Kopf bedeckte, in der Sonne verblichen. Ein einsamer Rauhreiter Gottes. Einer? Zehn mußten her, hundert! Überall mußten die Boten Gottes reiten! Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.

»Einverstanden! Maxfield soll weiterhin predigen.« John hatte sich umgewandt, und auf seinem Gesicht lag jetzt ein Leuchten.

So wurde Maxfield der erste »Laienprediger« der Methodisten, doch er blieb nicht lange der einzige. Bald wurde das Bild, das John, als er aus dem Fenster über die alte Gießerei blickte, sich erträumt hatte, Wirklichkeit: Die Rauhreiter Gottes zogen durchs Land. Irgendwo banden sie die Zügel ihres müden Gauls an einen Baum, schwangen sich auf eine Kirchhofsmauer oder einen Steinhaufen und predigten.

Es war, wie wenn von einem Feuer die Funken hochstieben, vom Sturm getrieben davonfliegen und zünden, wo sie niederfallen. Ein Feuer flog durch England, ein heiliges Feuer Gottes.

## 13 Hier ist die Welt zu Ende

Cornwall ist der äußerste Zipfel der großen Insel England. Es ist ein wildes und doch wunderbar schönes Land. Die Stürme des unendlich großen Atlantik brausen darüber hin. Die Bäume ducken sich hinter die Häuser, verkrüppelte Büsche stehen windzerzaust auf den weiten Heideflächen. Von Norden, Westen und Süden umklammert das Meer die Halbinsel Cornwall. An der felsigen Küste donnert jahraus, jahrein schäumende Brandung.

Im Gemeindesaal zu Bristol war ein alter Seebär zu Wesley gekommen. »Wollt Ihr nicht einmal nach Saint Ives kommen, Bruder Wesley? Wir haben auch dort schon eine kleine Gruppe Methodisten.«

John war erstaunt. »In Saint Ives, am Ende der Welt?«

Der alte Käptn lachte. »Nun, wenn wir auch nicht am Ende der Welt wohnen, so doch dicht an dem Kap, das Land's End heißt. Also besucht uns mal, die Brüder und Schwestern dort werden sich freuen.«

Cornwall lag damals wirklich am Ende der Welt. Es gab keine Schulen und kaum einen Polizisten dort. Die Wege waren denkbar schlecht, die Leute arm und abergläubisch. Da ihre Äcker wenig einbrachten, hatten viele, die an der Küste wohnten, sich auf das Schmuggeln verlegt. Andere schlugen sich als Fischer oder Bergarbeiter kümmerlich durch. Wer starke Arme hatte, ging zur See und fuhr auf fremden Schiffen in die große Welt.

Doch dann war Charles, den John zunächst entsandt hatte, von Saint Ives heimgekommen. »Es lohnt sich, Bruder. Die Gruppen, die ich vorfand, lesen eifrig die Bibel, sie beten und suchen nach dem rechten Weg.«

Und nun war John Wesley unterwegs. Ein steifer Südwest piff über die Heide, den Reitern genau ins Gesicht. Nelson,

der John auf dieser Reise begleitete, hielt sich hinter ihm, da der Pfad zu schmal war, als daß die Pferde hätten nebeneinander traben können. Sie alle, Reiter wie Pferde, ließen die Köpfe müde hängen.

Bruder Nelson schüttelte sich, als er daran dachte, wie sie die letzte Nacht verbracht hatten. Da war, als die Dämmerung herabsank, weit und breit kein Haus zu entdecken gewesen. John Wesley hatte auf einen Stechpalmenbusch gezeigt. »Da haben wir Schutz vor dem Wind.« John hatte sich seinen Mantel zusammengedreht und als Kissen unter den Kopf geschoben. Nelson hatte in seinem Felleisen gekramt und endlich ein Handbuch zum Neuen Testament für gut genug befunden, ihm als Kopfkissen zu dienen. Nun, es war doch recht hart gewesen, und Nelson hatte an Jakob denken müssen, der auf seiner Flucht vor Esau nur einen Stein als Kopfstütze hatte, als er sich bei Bethel zur Ruhe legte. Und dann in der Frühe, als sie sich lendenlahm hochrichteten, hatte John Wesley gar gewitzelt: »Gute Laune, Bruder Nelson! Wenn auch die eine Seite wundgelegen ist, die andere ist doch noch heil!«

Nun, diese andere Seite würden sie sich dann wohl in der kommenden Nacht durchliegen. Jedenfalls sah es im Augenblick noch nicht so aus, als wenn sie ein richtiges Bett finden sollten. Nelson richtete sich im Sattel hoch und hielt Ausschau. Dort drüben rechts lag die See. Graublau dehnte sie sich bis an den fernen Horizont. Um die Felsenküste zog sich wie ein weißes Band der Gischt der Brandung. Vor ihnen aber, zwischen dem Meer und dem bergigen Inland, breitete sich eine endlose Moorheide. Die Sonne stand schon tief. Noch eine halbe Stunde, und sie würde hinter dem Meer, das sich bis zum Horizont erstreckte, versinken. Und kein Haus, ja nicht einmal eine Spur aufsteigenden Rauches war zu erkennen.

»Halt!« John Wesley schwang sich aus dem Sattel und lachte Nelson in das erstaunte Gesicht. »Wir sind vor der Herberge.«

Nelson rieb sich die Augen. »Ich sehe nichts.« Doch Wesley war schon dabei, dem Pferd den Sattel abzuschnallen. »Dort

in der Mulde werden wir übernachten.« Er wies, da er die Hände voll hatte, mit dem Kopf zu dem Brombeergebüsch. »Doch vorher wollen wir ordentlich zu Abend essen.«

Nelson sprang vom Pferd und seufzte: »Ich habe nichts mehr in den Satteltaschen.«

»Ich auch nicht«, lachte Wesley und warf den Sattel auf die Erde. »Aber Gott hat uns den Tisch gedeckt.« Und er zeigte auf das Brombeerdickicht. Im letzten Schein der sinkenden Sonne labten sie sich an den großen, fast schwarzen Beeren. Und als es Nacht wurde, war nicht nur der Hunger, sondern auch der Durst gestillt.

Der Boden Cornwalls gleicht einem Ameisenbau. Überall ziehen sich Gänge und Stollen in die Tiefe, in denen die Menschen nach Kupfer und in früheren Zeiten auch nach Zinn geschürft haben. Manche Minen sind uralte. Schon in der Bronzezeit, also vor mehreren tausend Jahren, hat man hier nach Zinn gesucht, das man damals benötigte, um die begehrte Bronze herzustellen. Diese Minen liegen seit Jahrhunderten still. Aber hier und da hat sich die Erde gesenkt, weil die unterirdischen Hohlräume einstürzten. Eine solche Senke war wohl auch Gwennap Pit, die wie eine große Schüssel aussah. Mochte droben der Sturm über die Höhen heulen, hier in der Mulde war es still. Und da die Leute sich wie in einem Theater oder Zirkus auf den Hängen verteilen konnten, war diese Mulde zum Predigen wie geschaffen.

Sooft Wesley hier Gottesdienste hielt, waren jedesmal Tausende zur Stelle. Von weit und breit waren sie herbeigeströmt. Oben am Rande der Senke hatten sie die Pferde angebunden. Jungen, die sich ein paar Pfennige verdienen wollten, paßten auf die Pferde auf. Es war wie in einem Heerlager, auf der Höhe mehr als tausend Pferde, im Tale selbst die unübersehbare Schar der Hörer. Oft waren es mehr als fünftausend Menschen.

Es machte diesen Fischern und Schmugglern, diesen wettergegerbten Seebären und Farmern nichts aus, ob es stürmte und

gar in Strömen goß. Sie kamen. Und wenn die Erde zu naß war, als daß man sich hätte niedersetzen können, nun, dann stand man eben!

Diese harten Menschen von Cornwall und John Wesley – sie hatten sich gefunden. Immer wieder zog es ihn hierher nach Land's End, nach Falmouth und Saint Ives.

Was ihre Herzen ihm gewonnen hatte? Sein Glaubensmut und seine Unerschrockenheit. Er war nach Falmouth gekommen und hatte eine Methodistin, die krank lag, besucht. Plötzlich dröhnten wuchtige Schläge durch das Haus. Ein Blick



*Die Tür sprang auf und eine Schar wilder Seeleute polterte herein.*

durch die Gardinen genügte. Vor dem Hause stand eine aufgehetzte Menschenmenge. Kräftige Seemannsfäuste donnerten an die Haustür. »Aufmachen!« Wesley konnte eben noch die kranke Hausfrau mit ihrer Tochter durch die Hintertür schieben, dann hörte er es krachen. Die rauhen Seebären hatten die Haustür aus den Angeln gewuchtet. Nun polterten schwere Stiefel über die Dielen des Flurs.

Dann sprang die Tür auf, und eine Schar wilder Seeleute polterte herein. Sie hatten keine Ahnung, wer Wesley sei. Sie hatten den Tumult vor dem Hause gesehen und sich den Randalierern gleich angeschlossen, weil sie als Seeleute für jeden »Spaß« zu haben waren. Sie hatten wohl erwartet, einen angstgehetzten Vagabunden hier zu finden. Nun aber, da Wesley ihnen mit ruhigem Lächeln entgegentrat, standen sie verduzt.

»Ihr wünscht?« Wesley hatte den Kopf fragend geneigt. Jetzt trat er an den Vordersten heran und sah ihm furchtlos ins Gesicht. »Habe ich Euch etwas zu Leide getan, mein Freund?«

Der blonde Riese, anscheinend der Steuermann eines im Hafen liegenden Seglers, schüttelte stumm den Kopf.

»Oder Euch?«

Der kräftige Mann, an den er nun herangetreten war, grunzte im breitesten Seemannsenglisch ein »Nöö, Sir!«

»Dann danke ich Euch, meine Herren!« sagte John und schob sich zwischen ihnen hindurch. Sie polterten hinter ihm die Treppe hinab, doch John hörte wie einer knurrte: »Der Mann ist in Ordnung.«

John nahm die Gelegenheit wahr und hielt der Menge, die eben noch getobt hatte, eine Predigt. Von jenem Tage an ließen die Seeleute nichts auf ihren John Wesley kommen.

Als Wesley 1789, er war damals schon sechsundachtzig Jahre alt, zum letztenmal nach Cornwall kam, da bereitete man ihm einen Empfang wie einem König. Die Menschen standen wie Mauern in den Straßen, aus den Fenstern winkte man ihm zu, und die rauhen Seebären brüllten begeistert: »Three cheers, dreimal Hoch für unsern John!«



## 14 Ein Feuer, das läutert

Jahr um Jahr ritten Wesley und seine Rauhreiter durch England. Und wo sie hinkamen, da sprang ein Feuer auf, kein schädliches Feuer, ein heiliges Feuer, das alte Schuld verzehrte und die Herzen der Menschen läuterte.

Wesley ritt die einsame Straße entlang. Den Weg säumte eine dichte Hecke. Wesley, der seine Bibel in der Hand hatte und die nächste Predigt vorbereitet, hörte nicht das leise Geräusch hinter dem Buschwerk. Plötzlich hielt ein Reiter vor ihm. Das Gesicht war mit einer schwarzen Maske verdeckt, und die lange Reiterpistole, die sich drohend auf Wesleys Brust richtete, redete eine deutliche Sprache.

»Geld oder das Leben!« John kannte die Buschritter und wußte, daß mit ihnen nicht zu spaßen war. Ruhig zog er seine alte, abgegriffene Geldbörse und warf sie dem Maskierten zu, der sie geschickt mit der linken Hand auffing.

»Das ist alles, was ich habe«, sagte John. »Ich heiße Wesley, und wenn Ihr schon von mir gehört habt, dann werdet Ihr wissen, daß ich nicht über persönliche Reichtümer verfüge.«

Der Räuber riß sein Pferd herum, doch John rief ihm nach: »Eines Tages wird Euch das Räuberleben leid sein. Dann denkt daran, daß Jesus Sünden vergibt!«

John hatte längst den Vorfall vergessen. Da trat eines Tages nach einem Gottesdienst ein Mann an ihn heran. »Erkennt Ihr mich wieder, Bruder Wesley?« John überflog mit raschem Blick das offene Gesicht des Fremden. Der Kleidung und seinem Gehaben nach mußte er ein biederer Bürgersmann sein.

»Ihr könnt mich wohl kaum wieder erkennen, denn damals trug ich eine Maske.« Der Fremde zog seine Geldbörse. »Ich

schulde Euch noch Geld, Bruder Wesley.« Er reichte die wohlgefüllte Börse John, der ihn überrascht anblickte.

»Ich war ein Buschklepper. Jetzt bin ich ein anderer Mensch geworden. Und das verdanke ich dir, Bruder Wesley, und deiner Predigt.«

Nicht nur Räuber und Taschendiebe bekehrten sich. Auch unter den feinen Herrschaften, die anfangs über diesen »unmöglichen Mann namens Wesley« gespottet hatten, gab es nicht wenige, die ein neues Leben unter Gottes Wort begannen.

Der Lakai, der das Portal geöffnet hatte, machte eine tiefe Verbeugung. »Mrs. Levens erwartet Euch schon.« Frau Levens auf Schloß Leytonstone war eine wohlhabende Dame. Sie empfing John Wesley mit freundlichem Lächeln. »Ich habe Euch hergebeten, weil ich Euch für Eure Gottesarbeit ein Geschenk machen wollte.« John erwartete, daß sie ihm Geld für eines der Waisenhäuser überreichen würde, doch die Dame zog ihn zu dem offenen Fenster. »Dort unten seht Ihr das Geschenk.« John war ihr zum Fenster gefolgt und blickte hinab. Doch er sah nur eine Kutsche dort stehen. Verständnislos blickte er Frau Levens ins Gesicht. Wollte sie ihn foppen?

»Na, seht Ihr's denn nicht?« lachte sie. »Ich schenke Euch die Kutsche.« Die Dame zog ihn zum Tisch und nötigte ihn, Platz zu nehmen.

»Seht Ihr, lieber Herr Pfarrer, Ihr seid jetzt über das Alter hinaus, in dem Ihr tagaus, tagein zu Pferd durchs Land reiten könnt. Solange Ihr jung wart, mochte das angehen. Doch jetzt wird es Euch Eurer Gesundheit zuträglicher sein, wenn Ihr die Kutsche benutzt.«

Wesley richtete sich den Kutschwagen, den Frau Levens ihm geschenkt hatte, so ein, wie es seinen Zwecken entsprach. Er ließ den einen Sitz herausnehmen und an dessen Stelle einen Schreibtisch mit Bücherregal einbauen. Jetzt konnte er, während die Kutsche durch das Land rollte, seine Predigten in aller Ruhe vorbereiten, Briefe schreiben und Bücher lesen.

Zu denen, die durch John Wesleys Predigten bekehrt worden waren, gehörte auch Embury, ein junger Tischler, der aus Irland stammte. Nach dem er eine Zeitlang Prediger in einer Methodistengemeinde gewesen war, wanderte er nach Amerika aus. Doch in der Fremde erging es ihm wie manchem anderen Christen, der aus seiner Heimatgemeinde herausgerissen wurde. Er vergaß den Auftrag, den Gott ihm gegeben hatte. Doch Gott weiß immer Wege, die Menschen, die ihn vergessen haben, wiederzufinden.

Eines Tages saß Philipp Embury mit den neuen Freunden, die er in Amerika gefunden hatte, beim Kartenspiel in einem Gasthaus. Am Nebentisch saß eine junge Frau, die ihn nachdenklich betrachtete. Endlich schien sie sich zu erinnern, wer der Kartenspieler war. Sie trat an den Tisch. »Verzeiht bitte, daß ich Euch störe«, sagte sie. Und dann wandte sie sich unmittelbar an Embury. »Täusche ich mich, oder seid ihr wirklich Philipp Embury?«

Erstaunt sprang er hoch. »Seid Ihr – Eurer Aussprache nach – eine Irin?«

»Gewiß«, nickte sie, »und ich kenne Euch aus der Heimat, wo Ihr Prediger wart.« Sie sah ihn groß an. »Ihr sollt Gottes Wort verkünden, und nun sehe ich Euch hier beim Kartenspiel? Wie könnt Ihr so Eure Zeit vertrödeln?«

Embury wurde rot. »Wie soll ich predigen«, suchte er sich zu entschuldigen, »wenn ich hier weder eine Kirche noch eine Gemeinde habe?«

»Ihr habt keine Kirche, Philipp Embury? Dann predigt Ihr eben hier in dieser Kneipe! Ihr habt keine Gemeinde? Nun, hier sind genug Leute, die zuhören werden!«

Und Embury hielt in einer Gaststube den ersten Methodistengottesdienst auf amerikanischem Boden.

Jetzt war der Funke über den Ozean hinübergeflogen. Hauptmann Webb entbrannte das Herz. Er war ein alter Haudegen und kommandierte die Soldaten, die vor den Toren New Yorks in den Kasernen lagen. Es gab ein komisches Bild ab, als Hauptmann Webb – in Uniform, mit umgeschalltem

Degen und steifgewichstem Schnurrbart – seine erste Predigt hielt. »Der Hauptmann von Kapernaum«, sagten die Spottvögel. Doch bald verstummten sie. Mochte die Stimme des rauhbeinigen Soldaten auch etwas schnarren, er hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Und sein Glaube war gerade und echt, genau wie der des Hauptmanns von Kapernaum: Herr, sprich ein Wort, und es geschieht!



*»Der Hauptmann von Kapernaum«, sagten die Spottvögel, als Hauptmann Webb seine erste Predigt hielt.*

Briefe kamen in Wesleys Hauptquartier, in die ehemalige Gießerei in Moorfields, Briefe aus Amerika, in denen um die Entsendung weiterer Prediger gebeten wurde. »Wir haben Hauptmann Webb«, las John, »aber er hat seinen Beruf und kann uns nur am Sonntag mit Gottes Wort dienen. Wir brauchen Prediger, die keinen zweiten Beruf haben und sich ganz unseren Gemeinden widmen können.«

1769 trafen die beiden ersten Methodistenprediger in Amerika ein. Heute gibt es allein in Nordamerika 40 000 Methodistenpfarrer und mehr als 50 000 Kirchen der Methodisten.

## 15 Gott schafft Freunde

Als John Wesley zum erstenmal in der Ziegelei von Bristol unter freiem Himmel predigte, da ahnte er nicht, daß seine Predigt ein neues Zeitalter heraufführen sollte. Und doch war es so. Hatten zuerst nur die Herzen der Armen und Verstoßenen gebrannt, so entzündeten sich nun auch die der einflußreichen Leute.

John Howard war ein reicher Landedelmann. Wenn er im roten Rock hinter der buntgescheckten Meute den Fuchs hetzte, dann konnte man sich nicht vorstellen, daß dieser Mann die Gefangenen in den Gefängnissen besuchen werde. Howard wurde der Mann, der in England die Gefängnisreform durchführte. Er sorgte dafür, daß auch die Verurteilten als Menschen behandelt wurden. Die Ursache für dieses tapfere Eintreten war John Wesley.

Und dann stand eines Tages im englischen Parlament ein junger Abgeordneter auf und hielt eine flammende Rede gegen die Sklaverei. »Schafft endlich die Sklaverei ab! Sie ist ein geradezu schändliches Überbleibsel aus den Tagen der Urmenschen.« William Wilberforce hieß der junge Abgeordnete, der sein Leben dem Kampf gegen die Sklaverei widmete. Und auch er war ein Freund John Wesleys.

Die Grafen von Huntingdon zählten zum ältesten und vornehmsten Adel. Kein Wunder, daß die Gräfin Huntingdon auch am Königshof eine führende Rolle spielte. Sie gehörte zum engsten Vertrautenkreis Ihrer Majestät. Welch ein Unterschied zwischen ihrem hochherrschaftlichen Palast und den Elendshütten in den Ziegeleihalden von Bristol! Und doch war es derselbe Mann John Wesley, der in den Hütten von Bristol

und in Donington Park, wo die Gräfin Huntingdon großen Hof hielt, ein und aus ging. Auf den mit Seide bezogenen, goldverbrämten Sesseln von Donington Park lauschten Herzöge und Grafen den Worten Wesleys, wenn er auch ihnen die Heilige Schrift auslegte. Und mancher einflußreiche Lord, manche feine Lady öffneten ihr Herz der Not, von der sie durch Wesley hörten. Daß König Georg III. den Methodisten im Lande freie Hand ließ, ist wohl dem Einfluß dieser Leute zu verdanken, die sich regelmäßig im Hause der Gräfin Huntingdon trafen. Sie selber öffnete dem Werke Wesleys nicht nur ihr Herz, sie gab auch mit freudigen Händen, wo Not am Mann war. Manche Schule und so manche Kirche konnte Wesley mit der stillen Hilfe dieser vornehmen Frau errichten.

## 16 Ein Leben verlischt, das Feuer glüht weiter

Unermüdlich war John Wesley als »Rauhreiter Gottes« predigend durchs Land gezogen. Insgesamt soll er während seines Lebens 40 000 Predigten gehalten haben. Was wichtiger ist als die Anzahl der Predigten: Gottes Geist war mit ihm, und Gott segnete die Predigt dieses schlichten Mannes.

Er erlebte noch die Gründung der Methodisten-Mission bei den Heiden. Sein Freund Doktor Coke, der ein bekannter und gesuchter Anwalt gewesen, dann aber durch Wesleys Predigt ein Pfarrer geworden war, hatte wieder einmal Amerika besucht, um bei den dort gegründeten Gemeinden nach dem Rechten zu sehen. Drei tüchtige Prediger hatten ihn begleitet, um drüben die Gemeinden, die unter dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg schwer gelitten hatten, neu zu stärken.

Zum Schluß dieser Reise hatte Doktor Coke Westindien besucht.

»Du weißt, John«, berichtete er jetzt, »daß John Baxter ein tüchtiger Zimmermann und ein ausgezeichnete Prediger war. Als er die Stelle bei der Königlichen Werft auf der Insel Antigua annahm, hat Baxter unter den schwarzen Sklaven eine gesegnete Missionsarbeit begonnen, Gemeinden gegründet und für die Sklaven dort sogar schon eine Kapelle erbaut.«

Siebenundachtzig Jahre war John Wesley, und noch immer fuhr er in der Kutsche, die ihm Mrs. Levens geschenkt hatte, durch Großbritannien. Bis in den Norden Schottlands war er gereist, jetzt kehrte er müde und erschöpft nach London zurück. Am 22. Februar 1791 bestieg er zum letztenmal die Kanzel. Seine Beine hatten ihn, als er jung war, nach dem Rat seines Vaters täglich dreimal um den großen Rasenplatz von Charterhouse getragen. Dann hatten sie ihn Jahrzehnt für Jahrzehnt im Sattel gehalten. Jetzt waren sie müde geworden.

Er kam nicht mehr allein die Stufen zur Kanzel hinauf, zwei Freunde mußten ihm helfen. Aber auf seinem ruhigen Gesicht lag der Schein der Gottesgnade.

Am nächsten Abend sprach er noch einmal in einem kleineren Kreise. Dann ließen seine Kräfte rasch nach.

Seine engsten Freunde standen um sein Sterbelager. Es schien, als schliefe er, doch noch einmal hob sich seine Hand. Es war, als winke er den Freunden ein Lebewohl zu. Seine Lippen bewegten sich. Sie alle hielten den Atem an und beugten sich lauschend vor.

»Das Beste von allem ist: Gott ist mit uns.«

Das waren seine letzten Worte. Er starb, wie er gelebt hatte: als ein Kind Gottes, in dem die Liebe des Vaters brennt.

Annelotte Pielenz/Annali Ahlborn:

## **Reinhard kommt doch zurecht**

TELOS-Kindertaschenbuch 3034, 80 Seiten

ISBN 3 87067 134 3

Reinhard's Unüberlegtheit bringt ihn in manch schwierige Situation. Als er es mit seinen Streichen zu weit treibt, muß er die Schule verlassen.

Was nun? Zum Glück kann ihm der Onkel einen Platz in einem Internat verschaffen. Wird sich Reinhard dort bewähren? Er findet auf seinem Zimmer zwei Kameraden vor, mit denen er sich anfreundet. Karl, der Reinhard's Lust zum Streichemachen immer wieder anstachelt, und den gehbehinderten, stillen aber fröhlichen Robert. Wer von den beiden Freunden wird den größeren Einfluß auf Reinhard haben, welcher erweist sich als der wahre Freund? Wird Reinhard das Versprechen halten können, das er dem Onkel gab?

Die Entscheidung fällt in einer kalten Winternacht auf dem sturmgepeitschten See. Ein heiter-ernstes Kinderbuch für Jungen und Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren.

Ruth Frey:

## **mutig, standhaft – kaum zu glauben**

TELOS-Kindertaschenbücher 3027, 80 Seiten  
ISBN 3 87067 098 3

»Ich weiß nicht, wie ich durchhalten soll!« – »Die täglich auf mich einstürzenden Einflüsse und Widerstände sind oft erdrückend für mich. Wenn ich so lebe, wie ich als Christ wirklich leben möchte, dann stehe ich im Gegensatz zu den Personen meiner Umgebung. Und das halte ich nicht durch.« Diese von Jungen und Mädchen erlebten Auseinandersetzungen zeigen sich verstärkt in unseren Gesprächskreisen.

Das Lebenszeugnis, des in diesem Buch so lebendig geschilderten Mannes der Bibel, Nehemia, will helfen und ermutigen, das Leben mit Gottes Kraft zu wagen. Auch seine Umgebung war stärker als er selbst. Nehemia konnte nur deshalb durchhalten und seine Arbeit vollenden, weil er mit dem lebendigen Gott ständig im Gespräch blieb und sich von ihm stärken ließ.



## Alfred Salomon

Kann man sich das heute noch vorstellen: Geboren als fünfzehntes Kind unter insgesamt neunzehn Geschwistern? Hart herangenommen zur Arbeit in Haus und Hof, kein Besuch einer öffentlichen Schule, nur Unterricht durch die Mutter.

Ein Bericht aus einem der unterentwickelten Länder? Falsch geraten. Die Geschichte spielt im England des 18. Jahrhunderts. Sie beginnt mit dem 17. Juni 1703 und endet am 22. Februar 1791.

Zwischen diesen beiden Daten liegt ein bewegtes Leben: Studentenjahre in Oxford, Reisen nach Nordamerika und nach Deutschland. Begegnungen mit Indianern und Herrnhuter Brüdern, mit Grafen, Herzögen und – Strauchrittern. Ein Leben im Sattel: von Cornwall bis hinauf nach Schottland, von London durch die Midlands zur Irischen See.

Mit einem Wort: Wesley. John Wesley, der Vater jener Erweckungsbewegung, die ein neues England schuf. Der Gründer der methodistischen Gemeinden in der Alten wie in der Neuen Welt.

Wesley – der Rauhreiter Gottes.

